

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N^o 1.

1882.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

[1881]

Im Kampf wider alle.

Roman von Ferdinand Stiller.

„Du hast es dir hier hübsch eingerichtet — hübsch, wirklich sehr hübsch, Rietchen,“ sagte Herr Gottlob Wilhelm Häppler, indem er seine Bruderstochter Friederike lieblosend in die rofigen Wangen kniff. „Diese bescheidenen, aber ganz für deine Verhältnisse passenden Möbel — hä — hübsch, sehr hübsch, und diese gehäkelten Deckchen, — — so propper, sehr propper, und diese selbstgeflochlenen Läufer auf dem weißen — hä — wirklich sehr weißen Fußboden, — na, wo hast du nur die Zeit hergetriezt — hä — du kleiner Taufensaffa, das alles fertigzukriegen?“

Friederike Häppler erröthete, aber nicht grade vor Freude über das in der fatalen Ausdrucksweise ihres Onkels und ehemaligen Vormunds wenig anmutende Lob.

„O, bitte, lieber Onkel,“ entgegnete sie, „du legst in deiner Freundlichkeit für mich all' diesen Kleinigkeiten viel zu viel Gewicht bei.“

„Nee, nee, liebes Kind,“ beharte der beleibte Herr wolgefällig bei seiner Anerkennung. „Du bist — hä — so'n Teufelsmädel, dir get die Arbeit von der Hand wie andern Leuten 's Spielen. Und du wirst noch viel mehr leisten, sehr viel mehr — hä — wenn du — hä — 'mal 'ne Hausfrau bist, — was meinst du, Rietchen?“

Der Onkel kniff die Nichte wieder mit einem so schelmischen Lächeln in die Wangen, als es ihm sein fettgepolstertes Antlitz nur gestattete.

Das Mädchen beugte sich tief über seine Handarbeit und antwortete zögernd:

„Ich fühle mich in meinem bescheidenen Wirkungskreis glücklich, ich denke an keine Aenderung.“

Vielleicht stimmte, was sie da sagte, mit der Wahrheit nicht ganz überein; dem Onkel, der das auffallend hübsche Mädchen vernünftig anblinzelte, entging die Purpurrothe nicht, welche das anmutige Gesicht übergossen hatte bis über die freie, von blondem Hargelock umrahmte Stirn.

„Hä, hä,“ lachte er, „wir denken an keine Aenderung, — na, wir werden schon daran denken, — und mit dem bescheidenen Wirkungskreis muß der Mensch halt zufrieden sein, solange er keinen andern hat. Aber so 'ne Hausfrau, hä, ich will 'mal ein Exempel setzen, wie meine Selige, deine Tante, war, Rietchen, die von meinem — hä, ich kann Gott sei Dank! sagen — anständigen, sehr anständigen Geschäft, was den Umfang anbetrifft, ständigen, sehr anständigen Geschäft, hä, das heißt die zweite die, sage ich, die Seele davon war, hä, das heißt die zweite Seele, mein alter Ego, wie sich mein Gabriel auf gelehrt aus-

drücken würde, und die sieben Menschen zu kommandiren hatte, sieben, hä — das will was heißen, sag' ich dir, Rietchen.“

Jetzt schaute die Nichte flüchtig und ein wenig schalkhaft lächelnd zu dem Onkel auf:

„So viel?“ fragte sie.

„Soviel, hä, soviel, nämlich einen Commis,“ — Herr Gottlob Wilhelm Häppler pflanzte sich in würdiger Positur vor dem Mädchen auf und begann an den Fingern zu zählen, „zwei Lehrburjchen, einen Hausknecht, eine Köchin, ein Kindermädel und — hä, hä —“

„Und?“ fragte die Nichte, indem sie sich auf die Lippen biß, „das sind jaust sechs, Onkelchen, — wen hatte die Tante noch zu kommandiren, wie du sagst?“

Der Onkel klappte die weitausgespreizten Finger der linken Hand zusammen und vergrub beide Hände in die Taschen, als ob er daraus den siebenten der Dienstmänner seiner Seligen hervorholen wollte.

„Ja so,“ sagte er, etwas weniger wolgefällig und gewichtig, als vorher, „das sind erst sechs, der siebente im Hause, hä, der war ich, und ich — na, das versteht sich ja von selbst, ich hatte das Oberkommando, wie sich's so schickt für den Herrn vom Hause, hä. Aber was ich sagen wollte, Rietchen,“ seine Stimme hob sich wieder, wie zu einem neuen Anlaufe, um etwas recht gewichtiges vorzubringen, „was ich sagen wollte, so'n Posten, hä, wie'n meine Frau hatte — das wär' was für dich, Rietchen.“

Der Unmut, welcher sich anfangs des Mädchens bemächtigen wollte, schien durch das spaßhafte, selbstverrätherische Geschwätz des Onkels verschluckt.

„Ich kann mich zu so hochliegenden Plänen nicht ausschwingen, Onkel,“ lachte sie, „sechs oder gar sieben Menschen zu kommandiren, nein, daran denk' ich nicht, zumal ich noch nicht einen Menschen kenne, der mich zu seiner — Herrin möchte.“

„Herrin, hä — na, das brauchst du dir auch nicht erst einzubilden,“ erwiderte der Onkel ungewöhnlich rasch, durch die Heiterkeit des Mädchens und ihre von einer Dosis Schelmerei nicht ganz freien Worte offenbar geärgert. „Mein Gabriel, hä, der wird ebenso wenig ein Pantoffelknecht, als ich, mein Gabriel weiß, was er will, und er wird seiner Frau schon zeigen, wo Bartel den Most holt, so gut sie's bei ihm auch haben wird.“

Die hübsche Friederike sah, wie von einem plötzlichen Schreck betroffen, zu ihrem Oheim auf.

„Gabriel, — von dem war aber doch garnicht die Rede, Onkel!“

„Ach was, hä, Fismatenten hin und Fismatenten her,“ er-eiferte sich jetzt der Onkel, „von meinem Gabriel soll aber jetzt die Rede sein, Riechen, du brauchst dich garnicht zu stellen, als hättest du nichts gemerkt — der — hä — der Gabriel — na, du brauchst vor mir deine Freude nicht zu verbergen, Riechen, mein Gabriel, sag' ich dir, will dich — hä, hä — dich zur Frau haben.“

Damit breitete Herr Gottlob Wilhelm Häfler sen. seine Arme aus, in der festen Ueberzeugung, daß ihm Riechen entweder sofort an den Hals stiegen, oder vor freudigem Schreck in Ohnmacht fallen würde.

Aber keines von beiden geschah. Das junge Mädchen war allerdings sichtlich erschrocken, so erschrocken, daß alle Farbe aus ihrem lebendigen Gesicht gewichen war, und daß sie im ersten Augenblick auch nicht imstande war, Worte zu finden. Aber als der Onkel verwundert und aufmunternd hinzufügte:

„Hä, hä — wie wird's denn? Ist die Freude so übermäßig groß, hä, daß man seinem Onkel und Schwiegervater nicht mal ein bißchen um den Hals fällt, hä?“

Da sprang Friederike von ihrem Sitz auf, schob die Handarbeit weit von sich und trat zwei Schritte zurück, hinter ihren Stuhl und rief:

„Nein, Onkel, nein, das ist ein Scherz. Ich kann nicht die Frau des Vetter Gabriel werden, das ist mir unmöglich — o gewiß ist es ein Scherz.“

„Hä, Scherz,“ brumte Herr Häfler verdrießlich. „Daß die Weiber sich doch immer zieren müssen — hä. Ich, Gottlob Wilhelm Häfler aber kann die Ziererei nicht leiden, Mädels, und sage dir, du sollst meines Jungen Frau werden, er will dich und ich will dich und du brauchst dich nicht lange zu sperren, laß dir 'nen Kuß geben, hä, und mit der Sache ist's punktum.“

Seine Arme standen noch immer von seinem Körper weit ab wie Windmühlflügel, und nun schritt er auf sie zu, um sich als Stellvertreter seines Sohnes Gabriel den Verlobungskuß zu holen. Friederike jedoch wich bis in die entfernteste Zimmerecke zurück und rief aufgeregt und beinahe schluchzend:

„Nein, nein und nochmals nein. Wenn es denn nicht anders ist, so muß ich es sagen: Ich kann, ich will und ich werde nicht, nie im Leben, Onkel, Gabriels Weib, ich liebe ihn nicht — darum kam und darf ich es nicht.“

Herr Gottlob Wilhelm Häfler blieb vor maßlosem Erstaunen der Mund, den er eben zum Sprechen geöffnet hatte, weit

„Du, — — — was sagst du — du — du Mädels, du hast wol den Verstand verloren, hä?“

Er konnte nicht weiter, er mußte erst einigemal recht tief Atem holen, — was er soeben vernommen, war auch zu unerhört.

Auch das junge Mädchen wußte nicht, wie am besten aus dieser peinlichen Situation herauszukommen wäre; da hörte sie es ganz leise mehreremale an die Thür klopfen — das war Rettung in der Not — gewiß eine ihrer Schülerinnen, — Friederike Häfler war Zeichenlehrerin an einer Privatschule, — die sie auf heute Nachmittag zu sich beschieden. —

„Herein,“ rief sie so laut sie konnte.

Aber wer beschrieb ihr Entsetzen, als sie sah, wer da Einlaß begehrte.

Ein wol noch ziemlich junger Mann, Klein aber unförmlich dick, auffällig elegant angezogen, mit dunklem Rock und weißer Weste, mit seinem goldenen Pincenez auf der lächerlich kleinen Stumpfnase, die großen, dicken Hände in hellgelbe Glacéhandschuhe gesteckt, spazirte, den weißen Kastor in der Hand, eilends zur Thür herein.

„Hä, proßt Malzeit,“ schrie Herr Gottlob Wilhelm Häfler sen. überlaut, „da komt er selbst, da wird hoffentlich der Unförm ein Ende nemen, dent ich, hä. Also Friederike, hier ist mein Sohn Gabriel, hier — hä, hä, und wenn du den nicht liebst, hä, auf der Stelle liebst, sag' ich dir, liebst, hä, na ich sage dir, dann soll doch gleich — hä, hä —“ Häfler Vater war offenbar in furchtbarer Aufregung und seine Nichte Friederike war es nicht minder. Herr Gabriel Häfler jun. wurde davon aber nicht im mindesten angestekt. Er war bis mitten in die Stube getreten und schaute nun mit seinem ganzen Vollmondsgezicht urfidel lächelnd von seinem Vater auf seine Cousine und von dieser wieder auf jenen.

„Hi, hi,“ kicherte er dann, mit dem winzigen Stöckchen, das er zwischen zwei Fingern der rechten Hand balancirte, sich auf die Schultern klopfend, „hi, hi, hat er dich erschreckt mit seiner

Ueberrumpelung, der gute Alte? Glaub's schon, mein gutes Riechen, glaub's schon. Sagt's ihm gleich — das müsse er sein anfangen — am besten sollte er mich's allein machen lassen, aber da kannst du dich darauf verlassen, mein liebtes Riechen, er meint's gut mit uns beiden, und wenn er dich, hi, hi — er mußte wieder lachen, die Sache kam ihm auch gar zu spaßig vor, „wenn er dich erschreckt hat, so will ich alles wieder in Ordnung bringen, in ordinem sagt der Lateiner.“ Herr Häfler sen. sah mit Befriedigung und Stolz auf seinen Sohn — der verstand zu reden, und was er für eine Menschenkenntnis hatte und mit welcher Sicherheit dieser Gabriel sich auch in die schwierigsten Situationen zu finden wußte. Die Friederike hätte taub und blind und dumm wie die Sünde sein müssen, sagte sich der brave alte Herr, wenn sie diese Perle von einem Menschen von sich gewiesen hätte. Es war rein unmöglich.

Aber das Unmögliche — hier wurde's Ereignis.

Friederike hatte sich während der Rede ihres dicken Cousins gefaßt, sie war zwar noch blaß und erregt, aber ihre Stimme klang doch ruhig und fest, als sie erwiderte:

„Es tut mir sehr, sehr leid, dir, lieber Vetter, ebenso wie dem guten Onkel erklären zu müssen, daß ich über meine Hand nicht mehr frei verfügen kann. Ich hätte es euch in wenigen Tagen vielleicht schon oneshin zu wissen getan, — mein Jugendgespieler Franz Stein hat mich, vor kurzem erst, gefragt, ob ich die seine werden möchte und“, sie schlug die Augen zu Boden und stüsterte nur noch als sie schloß, „ich habe mich mit ihm versprochen für alle Zeit.“

„Da — hä — da — da schlag doch ein heil'ges Kreuz-donnerwetter drein,“ polterte jetzt Herr Gottlob Wilhelm Häfler sen. los, der vor Aerger und Aufregung kirschbraun geworden war im Gesicht. „Versprochen — hä — verliebt — verlobt hat sie sich — hä — die wolerzogene Jungfer — hä — hinter dem Rücken ihres ehrlichen Onkels und Vormunds, und da bindet sie dem, vor dem sie doch — hä — von Gottes und Rechtswegen hä — Respekt haben sollte, bindet sie auf, hä — daß sie an keine Aenderung ihres Jungfernstandes denke, und daß sie noch keinen hätte — hä — — — das ist ja, Gott straf mich, schlecht — wirklich — hä — grundschlecht von dem Mädels und hä — hätt ich sie vorher schon von der Seite gefant, hä — dann hätt ich gewußt, hä — daß sie für meinen Sohn, hä, für meinen Gabriel, hä — für'n Menschen wie der — hä — nicht gut genug war!“

Diese lange und durch ihre Kraft in der Tat ausgezeichnete Rede hatte den dicken alten Herrn mächtig angegriffen, der Schweiß rieselte ihm in hellen Strömen über's flammende Antlitz, und er leuchtete wie eine Lokomotive, die sich eben in Bewegung setzt. Herr Gabriel Häfler war zwar die Heiterkeit ein wenig vergangen, dafür aber bewarte er — wenigstens verhältnismäßig — die Ruhe des großen Geistes, für den er sich auch schon von Kindesbeinen hielt, obwohl ihn eigentlich die Angelegenheit doch viel näher anging, als seinen welehrsamem Erzeuger.

Er hatte sich während der Rede dieses letzteren seinen schweren goldenen Rafenstämmer, der von seinem bescheidenen Sitz — vielleicht auch vor Aufregung — hinuntergepurzelt war, wieder sorgfältig auf dem Kleinen, etwas zu fest in die Welt hinaus-schauenden Riechorgan befestigt, um alsdann verachtungsvolle und vernichtende Blicke auf seine, das hohe Glück in seinen Armen verschmähende Cousine zu schleudern.

Als der Papa geschlossen hatte und sich dann mit seinem rotheidenen schöngemusterten Taschentuche den Schweiß abwischte, tupfte er ihm mit seinem eleganten Stöckchen auf die Schulter und sagte:

„Brauchst dich nicht zu ärgern, Alterchen, ist warhaftig nicht nötig, non necessarium auf lateinisch — wenn sie nicht will, will ich erst recht nicht — ich brauche mich warhaftig nicht um ein Mädels zu reizen — ich wollte ihr und ihrer sel'gen Mutter einen Gefallen tun, denn die hat oft gesagt, wir beide müßten ein Paar werden, ich hab noch Pietät für solchen letzten Willen — ich — na komm Alterchen — überlassen wir sie — die — die Dame — hi, hi, hi,“ jetzt hatte er seinen Humor wieder gefunden, der gute Gabriel — „überlassen wir sie ihrem Schicksale und ihrem Franz Stein — na ich kenne den Herrn — der ist genau so hochnäsiger — aber dahinter ist nicht viel — keine gründliche Bildung — parvum ingenium — na ich erzäle dir von dem Herrn, komm nur Alterchen, komm —“

Herr Gabriel Häfler stülpte sich schon im Zimmer die weiße Angströhre auf das weiße Haupt und ging zur Thür, — sich von seiner Cousine zu verabschieden, hielt er nicht für nötig. Herr

Gottlob Wilhelm Häfler ihm nach, aber er mußte sich an der Tür doch noch einmal umwenden.

„Die Hauptsache — hä — wegen der ich eigentlich gekommen bin, hätt' ich beinah vergessen. Sag' deinem Bruder, dem Oben-hinaus, daß aus dem Studiren nichts wird, hä, hä, dazu gibst kein Geld, ich sein Vornund verlange, daß er Kaufmann wird, wie sich's gehört für so'n Burschen, und da er kein hohes Lehrgeld bezahlen kann, so will ich ihn und werd' ich ihn in mein Geschäft nemen, hä, hä, hä —“

Und nun polterten die beiden die Treppe hinunter, auf der noch einige Duzend hä hä ertönten, die von dem hi hi des Sones harmonisch ergänzt wurden.

Friederike ging langsam zur Tür, welche der alte Häfler zu schließen für zu viel Mühe gehalten, und verriegelte sie. Dann sank sie auf das kleine Sopha, welches an der breitesten Wand ihres hübschen Zimmers stand, drückte das Taschentuch vor die Augen und — sie konnte nicht anders — und weinte bitterlich.

Aber nicht gar lange blieb sie ihrer Erregung und Empörung über die unwürdige Behandlung seitens ihrer Verwandten überlassen. Es klopfte an die Tür, zweimal rasch hintereinander. Friederike kante dieses Klopfen wol, sie sprang geschwind auf, warf einen flüchtigen Blick in den Spiegel, rief „gleich, gleich,“ tupfte ihr Taschentuch ins Waschbecken und drückte es auf die Augen, um die Spur der Tränen möglichst zu tilgen und ging dann ihrem Gesichte so gut sie vermochte, ein ruhiges Aussehen gebend, zur Tür.

Der, dem sie öffnete, schloß sie in seine Arme und küßte sie, noch ehe die Tür wieder geschlossen war.

Sie entriß sich der ungestümen Umarmung und warf, so schnell sie nur konnte, die Tür hinter dem Ankömmling ins Schloß.

„Aber Franz,“ rief sie, „was tust du denn? Dieses Ungestüm ist doch sonst nicht deine Art. Wenn das die Nachbarin gesehen hätte, und wer weiß, ob sie nicht hinter ihrer Glastür stand und neugierig herübergeschaut hat, — tu' das nicht wieder, Franz!“

Franz Stein warf seinen breitrandigen Filzhut weit von sich aufs Sopha hin und lachte laut und fröhlich auf.

„Das und ähnliches gedenke ich noch recht oft — unzählig oft — wieder zu tun, du herzige Frieda, und die Furcht vor der Leute Meugier und Klatschsucht soll mich dabei wenig stören. Aber du hast recht, Kind, wenn du meinst, daß ich heute ungestüm bin als sonst, ich bin auch glücklicher, froher als sonst, — mir ist heute alles wunderbar geglückt, was ich angefangen, und es ist mir, als ob auf einmal ein Zwischenvorhang auf der Bühne meines Lebens aufgegangen wäre und mir die Aussicht auf eine rosige, prächtige Zukunft eröffnet hätte.“

Er zog die nur schwach Widerstrebende von neuem an sein Herz und aufs Sopha nieder. Dabei konnte sie nicht verhindern, daß ein Strahl der durch die Fenster goldig hereinklickenden, untergehenden Sonne auf ihr Antlitz fiel und ihm verriet, daß er sein Lieb in ganz anderer Stimmung betroffen habe, als er heute zu ihr gebracht. Mit der einen Hand fesselte er ihre Hände, in die sie gern ihr unter seinem forschenden Blick tief erröthendes Gesicht geborgen hätte, und mit der andern Hand brachte er sanft ihr Ledentöpfchen in eine Haltung, die seiner Prüfung günstig war. „Frieda, du hast geweint!“ sagte er dann ernst. „Weshalb?“

Sie versuchte erst, seinen Fragen auszuweichen, aber er ließ nicht nach, und so erzählte sie ihm, dann sich mehr und mehr wieder in die Erregung hineinsprechend, was ihr soeben geschehen.

„Es ist genug, du armes, schwaches Kind,“ rief er endlich. „Ich sehe sie lebendig vor mir, die beiden vortrefflichen Spießbürger, den alten und den jungen, wie sie entrüstet gewesen sein mögen über die Zurückweisung, während sie in der festen Ueberzeugung gekommen waren, das in ihren Augen herzlich unbedenkende, weil mittellose, von seiner Hände und seines Geistes Arbeit lebende Mädchen würde vor Seligkeit zerfließen ob des Glückes und der Ehre, die sie ihr anzutun gedachten.“

„Aber wie der Cousin nur in aller Welt auf den Gedanken gekommen sein mag, grade mich zu wollen?“ fragte Frieda, die diese Frage schon lange sehr ernstlich beschäftigt hatte. „Wirklich lieben wird er mich doch nicht etwa, das täte mir von Herzen leid.“

Franz Stein mußte nun wieder fröhlich lachen.

„Nein,“ sagte er; „nein, Herzensschaz, das brauchst du nicht zu fürchten. Aber sonderbar ist die Sache wirklich. Wenn der gute Gabriel sich eines schönen Tages mit einem wolgefüllten eisernen Geldschrantke verlobt hätte, würde ich mich nicht im

mindesten gewundert haben, aber daß er einmal soviel Geschmack und Uneigenmizigkeit zeigen würde, dich zu seiner Gattin — er —, nun, ehrlich gesprochen — erniedrigen zu wollen, — das hätt' ich, nach all' dem, was ich von dem Mann weiß, nimmer geglaubt.“

Er schüttelte den Kopf, griff sich aber dann mit der Hand plötzlich nach der Stirn und rief:

„Ich weiß es, Frieda, ich weiß es, was dir zu dieser Ehre verholten hat. O, die Sache ist köstlich, wirklich zu köstlich.“

Frieda war ganz verwundert über die Frölichkeit ihres Verlobten.

„Du weißt — was weißt du, Franz?“ fragte sie ernst.

„Wenn du mir versprichst, dir aus dem ganzen abgeschmackten Attentat auf dein kleines Herz keinen Pflückerling mehr zu machen, will ich dir's erzählen. Da — deine Hand drauf, Schaz!“

Frieda gab ihm die Hand.

„Also!“ sagte sie.

„Also: du hattest die Ehre, der Gegenstand einer Wette zu sein, mein Herzenskind!“

„Einer Wette? Scherze doch nicht, Franz.“

„Ich rede jetzt ganz im Ernst,“ beteuerte Franz, „mag die Sache auch noch so scherzhaft sein. Vor ein par Wochen wurde im kaufmännischen Klub, dessen Lesezimmer ich zuweilen besuche, die Verlobung eines der jüngeren Mitglieder bekannt. Der Mann hatte sich mit einem reichen, aber grundhäßlichen, ich glaube sogar buckligen Mädchen versprochen. Alle Welt spottete darüber, und der lauteste, ich möchte hinzufügen, der ungezogenste der Spötter war dein Vetter Gabriel, er behauptete, sein Freund, der betreffende Kaufmann, welcher Ulrich heißt, müsse sich fortan schreiben: Uhu—lerich, weil seine Zukünftige unzweifelhaft aus diesem Eulengeschlecht stamme. Darauf antwortete ihm einer, der diesen taktvollen und geschmackvollen Witz gehört hatte, er werde, trotzdem er ganz unverdient eines Erzeugels Namen führe, doch sicherlich auch keinen Engel zur Frau bekommen, ihm käme es ebenso wie dem Ulrich auf nichts weiter an, als auf die Mitgift, und da eine reiche und hübsche Frau sicherlich einen andern zum Manne wälen würde, als den edlen Herrn Gabriel Häfler, so würde er, wenn er überhaupt eine Frau bekäme, eben auch mit einer vergoldeten Vogelchen vorlieb nemen. Und sieh, Kind, das ärgerte nun das empfindsame Gemüth deines Veters furchtbar; er blieb zwar nach seiner phlegmatischen Art ziemlich ruhig, aber er proponirte eine Wette um zwanzig Flaschen Champagner, daß er binnen einem halben Jar nicht nur eine hübsche, sondern überhaupt von allen seinen Bekanten absolut die schönste Braut besitzen würde. Die Wette wurde abgeschlossen; sie bildete eine Woche lang das hauptsächlichste Gesprächstema im kaufmännischen Verein, und so hörte auch ich eines Tages davon, obgleich ich sonst mit den Kreisen, welche den Umgang deines Veters Gabriel bilden, keinen Verkehr pflege.“

„Und du meinst wirklich —“

„Ich hege auch nicht den mindesten Zweifel, daß dein lebenswürdiger Vetter dich lieben, reizenden Schelm zum Mittel aussersehen hatte, zwanzig Flaschen Champagner zu gewinnen und einige Jare mit der hübschesten Frau im kaufmännischen Verein renommiren zu können.“

Friederike sprang auf und stampfte empört mit ihrem niedlichen Füßchen den Boden.

„O, das hätte ich wissen sollen — diese Wette, — dann hätte ich den Korb aus ganz andern Ruten gestochen.“

Franz Stein betrachtete die Bornige frohen und zufriedenen Blickes.

„Ereifere dich nicht allzusehr, Herzensschaz,“ sagte er, „solche Leute, wie dein Cousin, sind so wenig des Borns, als der Liebe wert. Laß uns am liebsten jetzt ganz von dem Tema abbrechen, wenn es dir nicht so amüsant ist, als mir. Was macht dein Bruder?“

„O, den armen Jungen hätte ich in meiner Erregung fast vergessen!“ rief das Mädchen, indem es sich mit der Hand vor die Stirn schlug. „Denke dir, Franz, was der Onkel mit ihm vorhat. Er dürfe nicht studiren, sagte er, er müsse in sein Geschäft eintreten.“

„Das sagte er wol, nachdem du dein Körbchen seinem würdigen Sprößling überreicht hattest?“

„Als er zur Tür hinausging, rief er's mir zu.“

„Also ordinäre Rache — sonst nichts, Rache an dem ungeschulbigen Bruder, weil er mit seinen Rachegeflüsten die in seinen Augen schuldige Schwester momentan nicht erreichen konnte.“

„Der arme Ernst, — Cigarrenhändler soll er werden — er, der sich im Geiste als Professor auf dem Kateder sah und schon angefangen hat, an einem großen, gelehrten Werke zu arbeiten, das ihn berühmt machen soll.“

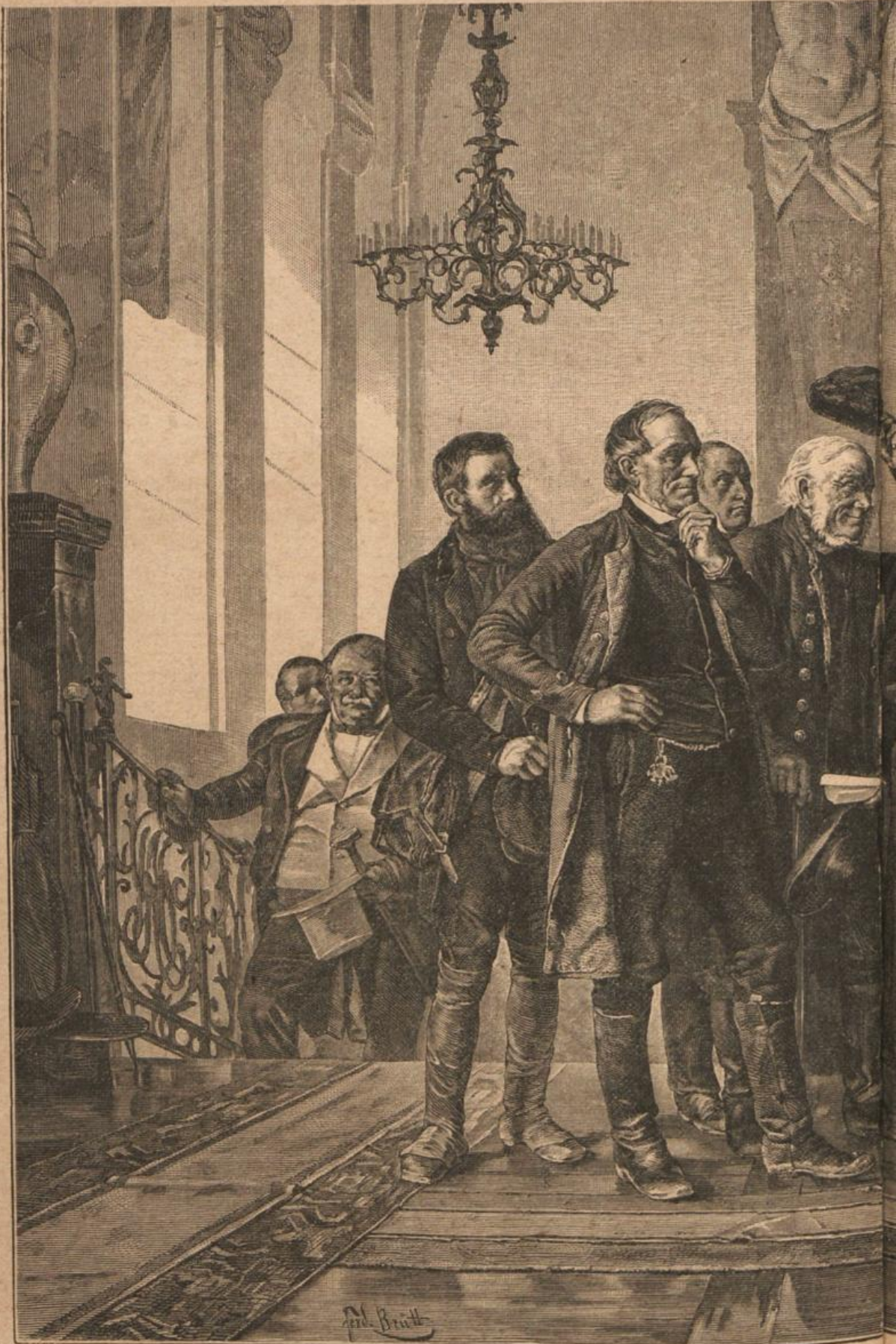
„Freilich, eine recht fatale Geschichte — statt Student — Lehrbursche, statt Doktor — Commis, statt Professor — kleiner Tabaktrümer —“

„Ja, nicht war, Franz, das ist ein entsetzliches Los, das meinen armen Ernst erwartet, und daran bin ich nun ganz allein schuld.“

„Ich glaube gar, Schatz, — Ernst braucht sich ja nur nicht zwingen zu lassen. Er erklärt dem Herrn Vormund ernst und eindringlich, daß er keine Spur von Neigung füle, vom Studium abzulassen, und da wird Herr Gottlob Wilhelm Häßler unter Schelten und Flüchen schließlich geschehen lassen, was er nicht ohne Gewalttat hindern kann, solchem Philister imponirt ein wirklich unerschütterlicher, fester Wille in jedem Falle, zumal in diesem Falle die vormundschaftliche Gewalt doch höchstens noch zwei Jare dauert.“

„Das ist freilich richtig, Franz, aber der Onkel wird ganz sicher das Geld zum Studium verweigern, er wird sich für ihn nicht verwenden. Ernst wird keine Stipendien und Unterrichtsstunden erhalten, wie er durch Vermittlung des Onkels gehofft hatte.“

„Das ist nun allerdings möglich, wenigstens wird es ihm viel schwerer werden, sich durchzuschlagen. Aber Frieda, was zerbrechen wir uns darüber den Kopf, ich strecke deinem





Bruder Ernst von Herzen gern die par hundert Taler vor, die er zum Studium braucht. Später zalt er mir's wieder, wie er eben kann."

"Franz, du guter Franz, das ist lieb von dir, aber," sie hielt überlegend inne, "das get doch nicht. Weißt du, Ernst ist stolz und würde von dir, den er jetzt fast noch garnicht kent, bestimmt keine Unterstützung annemen."

"Da gibst du's ihm, und von der Schwester wird er's doch nemen."

"Von mir schon, das ist war, und so soll es sein. Er studirt von meinem kleinen Erbe —"

"Das heißt, Kind, ich gebe dir, meinem Schatz und bald, recht bald, meinem herzigen Weibe, was er braucht."

"Nein, Franz," entgegnete Frieda bestimt, "so geschieht es nicht. Ich belüge niemanden, und meinen Bruder nun ganz und garnicht. Ich gebe ihm, was ich habe, was ich zu meinem Unterhalt branche, verdiene ich mir. Heut bin ich dein Weib noch nicht, darum hab' ich auch kein Anrecht an dein Vermögen. Also lieber, lieber Franz, sprechen wir nicht mehr davon, — demütligen will mich mein Herzliebster doch gewiß nicht."

"Gut denn," entgegnete Franz, indem er sich erhob und die Geliebte ans Herz zog. "Die Sache ist abgetan, Ernst studirt und damit basta!"

Frieda entwand sich rasch seinen Armen.

"Komm," sagte sie, "laß uns hinaus ins Freie, damit ich vergesse, was mir jetzt noch schwer genug das Herz bedrückt."

(Fortsetzung folgt.)

Von London nach North-Berwick.

Erster Reisebrief aus Schottland von L. Fierck.

(Englische Kolonisation und deutscher Wandertrieb. — Die Ziele des deutschen Touristen. — Die Schienenwege nach Schottland. — Die Häfen von London und New-York. — Die englische Handelsmarine. — Die Rheinmündung. — Die Nordseeküsten.)

Die Germanen sind sozusagen die Rasse, welche die Völkerwanderung in Permanenz erklärt hat. Nach welchem Lande der Welt man auch kommen möge, man findet englische und deutsche Kolonisten, Seefahrer, Reisende. — Sind es aber wirklich die Engländer, welchen die Palme zufällt, weil sie gegenwärtig ziemlich den sechsten Teil der festen Erdruste unter ihrer direkten Botmäßigkeit halten? Die Briten sitzen und saßen auf einer sehr kleinen Insel, — was sollte aus ihrer überschüssigen Bevölkerung werden, nachdem das ganze vorhandene Ackerland bis an die Cheviots und den Snowdon einmal offkupirt war? Die Schotten wehrten sich verzweifelt gegen die britische Invasion, und es ist auch bekannt genug, wie oft die erobrerungslustigen Söhne des stolzen Albion vom Kontinent mit blutigen Köpfen heimgeschickt wurden. So wurden die Engländer aus Not Weltkolonisten, geleitet von dem Bedürfnisse, für ihre Manufakturwaren neue Konsumenten, wie für ihre in der Heimat unverfögten Söhne eigene „homes“ — Heimstätten — zu schaffen. Der Gedanke mußte für eine seefahrende Inselbevölkerung sehr nahe liegen, und die Ausführung wurde ihnen auf das denkbarste erleichtert durch die souveräne Lage an dem Atlantik und den unvergleichlichen Reichtum an natürlichen, schönen Häfen, schiffbaren Flußmündungen und Inseln, welche einen Zufluchtsort gegen Stürme bieten. Wie anders dagegen Deutschland! Man braucht nur einen Blick auf die Karte zu werfen, um einzusehen, daß die Natur das Denkbarste getan hat, um den deutschen Seeverkehr zu erschweren. Nicht nur, daß der deutsche Seemann einen Weg von vielen hundert Seemeilen durch die keineswegs harmlose Nordsee — von unsern Ostseefahrern ganz zu schweigen, die erst Seeland und Zütlund umschiffen müssen! — zurückzulegen hat, ehe er im englischen Hafen die erste Station macht, sondern es fällt auch ganz besonders ins Gewicht, daß nur sehr wenige und keineswegs vorzügliche Häfen an den langen Nordseegefesten existieren, dafür desto mehr niedrige Küsten, flache Inseln und eine Menge von Untiefen, die schon im Hafen viele Schiffe zugrunde richten. Hat trotzdem die deutsche Schiffart eine achtunggebietende Entwicklung erfahren, so ist das in der Tat etwas, worauf wir mit Recht stolz sein dürfen. Was ist aber der letzte Grund dieser Errungenschaften? Es ist, wie mir scheint, der den Deutschen tiefeingewurzelte Wandertrieb, die ungezügelt Keiselust, welche dahin führte, alle Schwierigkeiten zu überwinden und je länger je mehr auf eigenen Schiffen die Salzfluten zu durchkreuzen. So waren z. B. von 73 Dampfern, welche in dem Zeitraum vom 10. August bis 10. September 1881 den Verkehr von Europa nach den Vereinigten Staaten vermittelten, 22 deutsche Schiffe, und es scheint mir unzweifelhaft, daß dieser deutsche Seeverkehr noch ganz andre Dimensionen annehmen muß, wenn die deutschen Dampferkompagnien dem Beispiel ihrer liverpooler Konkurrenten folgen und nur Schiffe ersten Ranges mit Maschinen von entsprechender Pferdekraft für den Post- und Personenverkehr anschicken. Von solchen Schiffen ist erst ein einziges in Anwendung. Die „Elbe“ vom Norddeutschen Lloyd hat die Strecke von Southampton nach New-York, oder umgekehrt, jetzt mehrere Male in acht Tagen zurückgelegt, d. h. die Entfernung der beiden wichtigsten Kulturcentren der Welt ist wieder um ein volles Viertel abgekürzt worden! Doch ist es selbstredend ja nur eine Kategorie von Reisenden, welche in großer Zahl für diese Reisen in Betracht kommt, die Auswanderer, — ist deren Zahl auch jetzt schon enorm, so kann sie sich doch natürlich nicht messen mit den Scharen von Touristen, Geschäfts- und Studienreisenden, welche von Deutschland aus jetzt alljährlich Europa überfluten.

Der Deutsche wird in erster Linie Deutschland bereisen. Gewiß mit Recht, denn Naturschönheiten aller Art bietet Deutschland. Mag man Seebäder genießen oder in Gebirgsluft sich erfrischen wollen, liebt man durch die Wälder zu wandern oder romantische Flußtäler zu durchschweifen, will man Kunstgenüsse, Ausstellungen oder Museen besuchen, und in Abwechslung damit eine herrliche Natur zur Gesellschaft haben — jeder Wunsch dieser Art läßt sich in Deutschland leicht erfüllen. Aber vieles läßt uns

kalt, weil es uns zu nahe liegt oder der Reklame durch die bekannten Reiseunternehmer ermangelt. Wie viele gehen über die Alpen oder die Vogesen, one z. B. an die herrlichen Seitentäler des Rheins oder der oberen Saale nur je gedacht zu haben? Der Berliner geht neuerdings häufiger nach Kopenhagen als nach Paris, und Reisen durch Scandinavien werden von Jahr zu Jahr sichtlich beliebter. Wann aber kommt der Deutsche nach Schottland? Meines Wissens bildet in der Regel London, oder genauer Windsor, den nordwestlichen End- und Zielpunkt für deutsche Reisen, und so hoffe ich für die meisten Leser der „Neuen Welt“ mit meinen Reisebriefen aus diesem Winkel der alten Welt eine neue Perspektive nach Nordnordwest zu eröffnen.

Zwei mächtige Schienenwege führen von den Ueberresten des Pittenwalls — südlich vom Cheviotgebirge an der schmalsten Stelle der großbritannischen Insel zwischen dem Solway Firth und der Mündung des Tyne nach Schottland. Die westliche Route geht von dem alten Städtchen Carlisle bei dem Siege der berühmten Grob- und Heiratschmiede von Gretna Green in das schottische Gebiet und führt in mehreren Zweigen durch die Grafschaften Wigtown und Airshire nach Greenock und Glasgow. Die östliche Route führt von Newcastle-on-Tyne ziemlich nahe der Küste im Bogen um das Cheviotgebirge und die wol mehr durch die berühmte donizettische Oper als durch Walter Scott's Roman weltbekannte Hügel von Lammermoor herum, nach Edinburg. Wir zogen vor, in Anbetracht der herrschenden Hundstagsstemperatur, uns lieber der schlanken und eleganten „Malvine“ anzuvertrauen, welche gleich einem Duzend ihrer Schwestern den direkten Seeverkehr zwischen London und Edinburg vermittelt und regelmäßig wöchentlich einmal hin- und herfährt.

Die Sonne warf ihre Strahlen schon recht schräg, bis die letzten Ballen von den damit unablässig beschäftigten zwei Dampfträhnen in den Bauch der „Malvine“ hinabgeschickt waren, und endlich das letzte Signal zur Abfahrt erschallte. So hatten wir die äußerst interessante Fahrt die Themse abwärts bei der denkbar schönsten Abendbeleuchtung. Was ist der Verkehr auf der Elbe unterhalb Hamburg, was ist selbst das mit Recht viel geschilderte und bewunderte Treiben im Sunde bei Kopenhagen gegen diese zahllosen Flotten, Lokalboote und Schiffsbauten im londoner Hafen? Man fährt über eine Stunde lang bei vollem Dampf durch nicht endemwollende Marineanlagen bei den berühmten Riesenbocks für die West- und Ostindienfahrer vorbei, bis man endlich Greenwich und Woolwich — ersteres durch seine Sternwarte, letzteres durch seine Torpedofabriken berühmt — im Rücken hat und damit aus dem londoner Hafen in den bis zur Mündung außerordentlich belebten Fluß gelangt. Die Großartigkeit dieses Bildes wird nur durch eins in der Welt übertroffen und das ist der Hafen von New-York. Man wird dies erklärlich finden, wenn man vor Augen hat, daß New-York der erste Hafen der neuen Welt ist und den Riesenimport Amerikas nahezu monopolisiert. Im Jahre 1879 trafen in New-York nicht weniger als 8077 Schiffe von auswärts ein, die den allergrößten Theil des in jenem Jahre nahezu zwei Milliarden Mark (466 millionen Dollar) betragenden amerikanischen Import in sich verladen trugen. Ein großer Teil des englischen Verkehrs geht über Liverpool, Glasgow, Southampton u. c., während in Amerika nur Boston ein geschlossenes Hinterland in den Neuen-Englandstaaten besitzt, Baltimore, Philadelphia und New-Orleans dagegen bezüglich des übrigen Staatsgebiets New-York kaum eine nennenswerte Konkurrenz machen. Endlich liegt New-York beinahe unmittelbar am Meere, auf einer Insel zwischen dem riesigen Hudsonstrom — gegen den die Themse den Vergleich nicht aushält — und dem durch das vorliegende Long-Island gegen jedes Wetter geschützten Long-Island-Sunde, wodurch es den inneren Vorteil hat, daß die größten Seeschiffe bis dicht an die Komptoirs und Warenhäuser der Rheder fahren können, eine Vereinigung bietend des Weltstadt- und Seeverkehrs, wie sie in der ganzen Welt eben nur einmal zu finden ist. Immerhin wird auch demjenigen, der wie ich diese Eindrücke frisch vor Augen hatte, das londoner Hafenbild einen gewaltigen Eindruck machen müssen. In den englischen Häfen Europas sind jetzt ca. 30 000 Handelsschiffe registriert — beiläufig ein Drittel aller Handelsschiffe der Welt —, die eine Tragfähigkeit von circa 8 millionen Tons (à 1016 Kilogramm) besitzen. Es ist klar,

allerdings keine Schuld, daß er diesen Beruf ergriff, denn sie rieten im Gegentheil von diesem Schritte ab und empfahlen ihm, lieber Brantweimbrenner oder Bierbrauer zu werden. Einträglich wären diese Berufsarten wol für ihn geworden, insofern mochten seine Ratgeber recht haben, zum Glück für die Menschheit kommt aber der materielle Gewinn für das Genie nicht in Frage und am allerwenigsten für einen Mann wie Schinkel, der, bescheiden und anspruchlos, bis an sein Ende nur seinem künstlerischen Schaffen lebte und darin auch volle Befriedigung fand.

Das üppige, absolutistische politische Regiment hatte dem gesamten öffentlichen Leben und auch der Architektur seinen Stempel aufgedrückt, und es ist daher erklärlich, daß mit dem Zusammenbruch des ersteren auch die letztere eine andere Physiognomie erhalten mußte. Wieder war es die Antike, welche als Beispiel für das nötige Maß und die zu beachtenden Gejeze aufgestellt wurde. Neben den Schriften Lessings, Winkelmanns, Schillers, Goethe's waren es die Entdeckungen der Kunstwerke aus der Blütezeit des alten Griechenlands, welche die ausübenden Künstler zur Nachahmung der Alten veranlaßten. Und Nachahmung war es anfangs, nicht Vermählung des antiken mit dem modernen Geiste, wie dies Goethe in seinem „Faust“ und seiner „Helena“ so vortrefflich symbolisch dargestellt hat. Und grade in Berlin suchte man möglichst einfach jetzt zu bauen und wälte deshalb seine Vorbilder aus der frühesten Zeit Griechenlands. Uebertriebene Einfachheit und Trockenheit waren deshalb das charakteristische Merkmal der Bauten jener Tage.

Der jüngere Gilly zeichnete sich nur durch ein frisches und kräftiges Aufstreben aus diesem Zustande aus. Ein großer Freund und Verehrer der Antike, suchte er diese in seinen Entwürfen den Anforderungen seiner Zeit anzupassen. Er war daher ganz die Persönlichkeit, welche auf das in Schinkel schlummernde Genie den richtigen Einfluß ausüben konnte. Seine reiche Sammlung architektonischer Werke aus allen Ländern stellte er seinem Schüler zur Verfügung und ging dieselbe wol auch mit letzterem gemeinschaftlich durch. Die Verehrung Schinkels für seinen Meister war so groß, daß er ihn förmlich für ein höheres Wesen betrachtete und ihm nur mit Bittern nahen konnte. Leider verlor er diesen mächtigen Förderer schon am 3. August 1800, an welchem Tage derselbe, 29 Jahre alt, starb. — Aber Schinkel mußte bereits damals das Vertrauen des Meisters in hohem Grade bejessen haben, denn ihm, der noch nicht zwanzig Jahre alt, wurde die Ausführung der von dem Verstorbenen bei Lebzeiten noch in Angriff genommenen Privatbauten übertragen, wodurch er, dem ein Jar früher auch die Mutter durch den Tod entzogen wurde, schon früh eine materielle Selbständigkeit erhielt. Zugleich gab ihm noch eine Anzahl anderer Arbeiten Gelegenheit, sein Talent zu erproben. Entwürfe zu Malereien und endlich bei alledem noch die Fortsetzung seiner theoretischen Studien auf der Bauakademie füllten seine Zeit aus.

Sein Lieblingswunsch war jedoch, sobald wie möglich eine Reise nach Italien unternehmen zu können und zu diesem Zwecke sparte er und war auch bereits im Mai 1803 in Stande, dieselbe anzutreten. Die Eindrücke, welche sein reger Geist durch die Erzeugnisse der Natur und Kunst auf dieser Reise empfing, skizzierte er im Moment des Beschauens mit Bleistift flüchtig aufs Papier und fürte die Zeichnung des abends mit der Feder genau aus,

wobei ihn sein ausgezeichnetes Gedächtnis trefflich unterstützte. Hatte er schon die Gewoheit, nach jeder mündlichen Schilderung einer schönen Landschaft dieselbe auf das Papier zu zeichnen, so waren die Wirkungen der italienischen Natur und der dort vorhandenen Ueberrreste der alten monumentalen Kunst allerdings noch mächtiger und gaben ihm unzählige Gelegenheiten, seine Begabung als Zeichner und Maler zu zeigen. Es entstanden denn auch in Rom — wo er anfangs Oktober ankam — in Neapel, auf Sizilien u. s. w. eine Unmasse von Zeichnungen, deren Zahl sich durch die Reise nach Florenz, Pisa, Genua und Mailand noch bedeutend vermehrte. Gegen Ende 1804 reiste er im Schnee über den Mont Cenis nach Paris, wo es ihm nicht gefiel und das er nach einfacher Beschäftigung im Januar 1805 verließ, um über Straßburg, Frankfurt a. M. und Weimar im März desselben Jahres nach Berlin zurückzukehren. Hier konnte er allerdings wegen der unglücklichen Kriegsergebnisse auf eine Beschäftigung als Architekt nicht rechnen, und so bestritt er denn bis 1816 die Kosten seiner Bedürfnisse aus dem Einkommen, das ihm die Landschaftsmalerei gewährte. Schon seine einfachen Federzeichnungen hatten den Fachverständigen damaliger Zeit gezeigt, daß er bedeutende Fähigkeiten in diesem Genre besitze. Freunde von ihm, die alles gesehen, was er als Maler geleistet, behaupten sogar, daß er der größte Landschaftsmaler aller Zeiten geworden wäre, wenn er seine ganze Kraft nur dieser Kunst gewidmet hätte. Landschaftliche Darstellungen aus seinen Reiseerinnerungen in Italien, Landschaften, welche das antike Leben sowie das Leben des Mittelalters mit seinen gotischen Bauwerken darstellen, ferner historische freie Darstellungen in Del oder Gouasch ausgeführt, beschäftigten ihn in dieser Periode. Besonders berühmt sind aber seine Restaurationen alter Kunstdenkmäler und seine Entwürfe zu Dekorationen. Von der ersteren Gattung fürte er besonders gut aus die hängenden Gärten der Semiramis, das ägyptische Labyrinth, den Kolos von Rhodus, das Grabmal des Königs Mausolus zu Halikarnas, den Tempel der Diana zu Ephesus, den Tempel des Zeus zu Olympia, die



Karl Friedrich Schinkel.

Dome zu Köln und Mailand, das straßburger Münster und das Schloß zu Marienburg. Bei diesen mit Bleistift, der Feder und in Aquarell ausgeführten Sachen hielt er sich, soweit solche vorhanden, an die historischen Nachrichten, und im übrigen hatte dabei seine reiche Phantasie den freiesten Spielraum. — Seine großen, für die üblichen Weinachtsausstellungen bestimmten Gemälde, sowie andererseits seine Aufsehen erregenden Entwürfe zu Theaterdekorationen, lenkten schließlich die Aufmerksamkeit hervorragender Persönlichkeiten auf ihn, und als er von seinem spätern Freunde, dem Ober-Finanzrat Benth, dem Staatskanzler von Hardenberg empfohlen worden, erhielt er eine Anstellung als Professor für das ästhetische Fach bei der Oberbaudeputation mit 1200 Talern Gehalt jährlich. Am diese Zeit verheiratete er sich und machte eine Reise mit seiner jungen Frau über Dresden, Prag nach Salzburg und Gastein, von wo er wiederum eine große Anzahl schöner Skizzen mitbrachte. Hierauf ward er Mitglied der kgl. Akademie der bildenden Künste, lernte Rauch kennen, besuchte Fichtes patriotische Vorlesungen und schaffte durch die damalige nationale Bewegung angeregt und begeistert, eine Anzahl Entwürfe und zum Teil fertiger Werke, welche das Empfinden und Fühlen jener Zeit darstellen. (Schluß folgt.)

Die deutschen Frauen der Vorzeit in Leben und Dichtung.

Von Manfred Wittich.

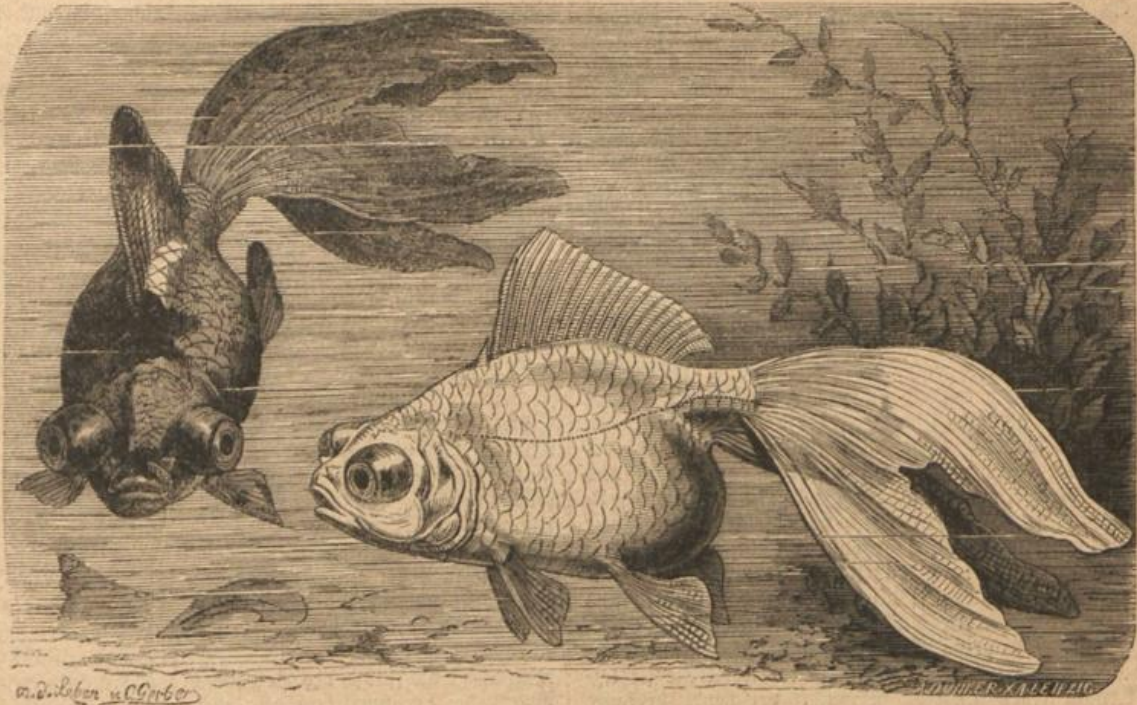
Es ist ein allgemein anerkannter Satz, den man häufig genug anführen hört, daß die Stellung der Frau in der Gesellschaft einen treuen Gradmesser abgibt für die Bildungsstufe des betreffenden Volkes in einer bestimmten Zeit. Damit hat es nun allerdings seine Richtigkeit, die wir keineswegs bestreiten wollen, aber damit allein ist die Sache nicht abgetan. Wäre dies nämlich der Fall, so müßten one weiteres die Griechen trotz hoher Kultur für die entsetzlichsten Barbaren gelten, und andererseits die über- spanten Minnetoren des deutschen Mittelalters mit ihrer — one Uebertreibung so zu nennenden — Frauenvergötterung den Gipfel- punkt menschlicher Bildung bezeichnen. Aber nicht die Achtung vor dem andern Geschlecht allein, sondern die größtmögliche all- gemeine Achtung der Menschenwürde überhaupt drückt einer bestimm- ten Kultur den Stempel höchster Vollkommenheit auf. Innerhalb dieses Namens wird nun allerdings die Schätzung und Stellung

der Frau als eine der bedeutendsten Seiten mit zu würdigen und zu betrachten, und deshalb dem oben angeführten Satze seine hohe Geltung nicht abzuspochen, wol aber diese genauer zu be- stimmen sein.

Meine Absicht ist es nun nicht, im folgenden eine sitten- geschichtliche Beleuchtung eines Kapitels der allgemeinen Frauen- frage zu liefern, sondern nur aus Geschichte und Dichtung ken- zeichnende und wichtige Züge auszuheben, welche die Möglichkeit gewären, ein klares Bild der deutschen Frauen in der Vorzeit zu entwerfen.

I. Allgemeines. Die älteste Zeit. Rechtsverhältnisse.

Zunächst ein Wort über die allgemeinen Namen des Geschlechts, dann über die Sondernamen oder Eigennamen einzelner weib- licher Wesen. Das Wort Weib scheint das Beweglich- Gewante



Chinesische Teleskopfische. (Seite 15.)

des Geschlechts bezeichnen zu sollen, während Frau soviel bedeutet wie Herrin und sich als weibliche Bezeichnung neben Fro, d. i. Herr, stellt, und dahinter wieder als Grundbegriff das Erfreunde, Gemüthgewärende im weiblichen Wesen bezeichnet, Eigenschaften, welche schon der bloßen Erscheinung des andern Geschlechts eignen. In vielen anderen Bezeichnungen älterer deutscher Sprachen für das ganze Geschlecht wird deutlich die Bestimmung des Weibes, Mutter zu werden, angedeutet.

Nun einiges über einzelne weibliche Sondernamen. Als wir in diesen Blättern einmal von deutschen Namen zu handeln hatten, warfen wir schon einen Seitenblick auch auf die Frauennamen der Zeit, mit welchen wir es jetzt wieder zu tun haben. Das wird hier ein wenig zu erweitern sein.

Auch bei den Frauenbenennungen ging man von dem nächst- liegenden, von äußeren Eigenschaften aus. Stralende Schönheit und kraftvolle Gewandtheit waren besonders an den Frauen ge- schätzt und veranlaßten Namen wie: Sconea, die Schöne, Berhta, die Glänzende, Heidr, die Heitre, Stralende, Berhtwis, die Weiß- glänzende, Swanwis, die Schwanenweiße, Liba, die Lebendige, Swinda, die Rasche, Starke u. a. m. Von der glänzenden Sonne entlehnt sind Sunnibild, Solweig, Solvör und andre; vom lichten Tage: Tagalint, Liobtaga, Tagani, Dagrün; vom blendend- weißen Schnee: Sneoburg, Sniofridr, Snelaug, Snewitken; vom Eise: Isgilbis, Jisla; vom Eisen: Jantrut, Jampuro. Auch das Tierreich wurde herangezogen in denjenigen Vertretern, welche

Eigenschaften, ähnlich denen der Frauen, aufwiesen, namentlich kehrt häufig der Vergleich mit dem dichterisch vielbesungenen Schwan wieder: Swanhilt, Swana, Swanburg, Swangart, Swanlaug. Die Schlange, wegen ihrer Gelenkigkeit, ihrer schmiegsamen Fähigkeit des Umklammerns dem Weibe vergleichbar, wird vielfach verwendet, weiters auch, weil sie unseren Altvordern nicht nur schön, sondern auch geheimnißvoll und mit zauberischen Mächten begabt erschien. Linda (Lint), die Schlange ist allein schon Mädchenname, ferner Sigelint, Ermanlind, Waclint (Wogen- schlange), Alflint, die Götterschlange und viele andre mehr.

Der Bär tritt auf in Woltbirin, Adalbirin, Dspirin, Lint- pirin; der Wolf in Wulphilt, Wolfa, Wolfila (der weibliche Name zu Wulfila oder Wulfila, wie der gotische Bibelübersetzer hieß), Wolfgunt, Wolfint, Wolfrun u. a. m.; der Eber in Eber- hilt, Eberint; der Adler in Aregundis, Arnbjörg, Arnlaug, Aralint, Arehilt; der Rabe in Bertramna, d. i. der Glanzrabe.

Rabe und Adler, die symbolischen Vögel für Kampf und Wal- stadt, leiten uns über auf die kriegerischen Namen, häufig gebildet mit den Worten wig, gund, hilt gleich Kampf, oder mit den waffenbezeichnenden Grim und Holm (gleich Helm), Eck und Ort, d. i. Schwert und Schwertspitze, Ger und Fram, Lanze und Wurf- spieß. Auch die kampfnötigen Eigenschaften: bald gleich kühn, frat gleich klug u. s. w. fehlen nicht. Bis in die Götterwelt hinauf greift altgermanische Frauenbenennung: Ahnja gleich die Aen- oder Göttergliche, Alblint gleich die Götterschlange, Auslaug

gleich die Göttlichglänzende. Obgleich nach dem alten Spruch der Mensch in seinen Göttern sich selbst und sein Wesen, nur gesteigert, neu schafft, so sehen wir von einer besondern Betrachtung der heidnischen Göttinnen ab, werden aber ihre einzelnen Seiten brauchen können, um die irdischen Frauen jener Zeit für unser geistiges Auge abzumalen.

Nach diesen Erwägungen über Wort und Namen gehen wir unserm Gegenstande noch näher zuleibe und suchen wir aus der Menge geschichtlicher Zeugnisse diejenigen zusammenzustellen, welche uns die wichtigsten zu sein scheinen für die älteste Geschichte der deutschen Frauen. — An die Spitze unserer Betrachtungen stellen wir das vielangeführte Wort des Tacitus:

„Es glauben Deutschlands Völker, daß den Frauen etwas Heiliges und Prophetisches innewone: daher verachten sie ihre Ratschläge nicht und achten wol auf ihre Weissagungen.“

Dieser größte römische Geschichtsschreiber, tätig um die Wende des ersten und zweiten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung im kaiserlichen Rom, nam mit diesem Gram die moralischen und sozialen Schäden seines damals bereits schrecklich entartenden Volkes war, und wie er als Politiker in seinem Wirken das kühne Wort sprach: „Eringen wir uns die Zeiten, da jedermann reden darf, was er denkt und denken darf, was er will“; hatte er auch den Mut, den kulturstolzen Velteroberern und Weltbeherrschern das Bild eines naturwüchsigern, noch nicht von dem Gifte der Ueberkultur zerfressenen Volkes entgegenzustellen, welches wol die Mehrzahl seiner Zeitgenossen zu fürchten nicht umhin konnten, welches sie aber doch als Barbaren, als Halb wilde verachteten. Dies tat er in seinem später Germania betitelten Werke, in dem er, ein Vorkämpfer Rousseaus, die Natur wider die Kunst, die naive Einfachheit wider den Luxus auf den Schild erhob. Obgleich er nun in seinem Schwiegervater Agricola einen guten Gewärsmann über deutsche und britische Zustände hatte und wol auch vieles nach eigenem Augenschein berichtete, mag diese seine Absicht ihn zuweilen verleitet haben, zu rosig zu malen. Jene aus obgedachtem Wort über die Frauen sich ergebende Hochhaltung des anderen Geschlechts war, wie ein Forscher richtig bemerkt, mehr eine religiöse als eine weltliche, mehr eine passive als eine aktive. Die geistige Findigkeit, die List, der Reiz, den das körperlich meist schwache Weib auf den Mann ausübt, erklären genugsam die Zubilligung von Anspruch auf Schutz und Schonung, auf Ehrerbietung und Heilighaltung. Aber gesellschaftlich und rechtlich hatte sonst das Weib stets seine Stelle hinter dem Manne: sie stand dem Gatten gegenüber nicht freier als das Kind dem Vater gegenüber, sie war stets bevormundet und unfrei, wenn nicht überragende persönliche Gaben des Geistes und Leibes ihr eine ausnamsweise selbständigere Stellung erwirkten, die rechtlich keine anerkennende Begründung hatte. Anfangs nur als Sache, als Gegenstand zum Genuß betrachtet, konnte sie lezwilling vom Manne einem anderen vermacht, verschenkt, verkauft, dem Gaste angeboten werden. Die Last der Arbeit rute allein auf ihren Schultern, während der Gatte auf der vielberühmten Bärenhaut lag, zechte und spielte, oder Kriegspfade wandelte oder jagte.

Allmählich wurde durch steigende Kultur und Verinnerlichung manche Bresche in die starren Schranken dieses Gewohnheitsrechtes geschlagen; die hinterlassene Witwe, welche anfangs wol den Tod mit dem Gatten teilen mußte, sicher wenigstens oft freiwillig teilte, erhielt manche Freiheiten, die an männliche streiften, namentlich in den Höfen der Gesellschaft.

Persönliche Tüchtigkeit im Verwalten der Wirtschaft ist einer der Edelsteine, auf denen die in der Praxis wol höhere Achtung des Weibes im Leben, im Gegensatz zu dem rücksichtslosen Gesez, beruht. Selbst Königinnen fertigen die Gewänder ihres Gatten und zieren sein und seiner Mannen Kleider auf das stolzeste; eigenhändig drehen sie die Spindel oder waschen an Meer und Fluß die gebrauchten Kleider. So in der deutschen Vorzeit wie in dem Heldenzeitalter der Griechen. Auch das altgermanische Getränk des Bieres brauten selbst Königinnen für ihren Haushalt eigenhändig und gutes Getränk schaffen zu können, war hochgeschätzte Frauentugend. König Alf hatte zwei unverträgliche Frauen und füllte die Notwendigkeit, diese zu trennen, indem er eine entfernte. Da ließ er beide um die Wette brauen, mit dem Beding, daß die Siegerin bei ihm verbleibe. Odin selbst, der Götter oberster, soll der tüchtigeren wunderbar zum Siege verholfen haben, indem er ihr Speichel von sich gab.

Spinnen, weben, nähen, sticken, alles, was die Mädchen auf dem Markte zu Richmond in lustigem Liede sich zu leisten erbieten, verstand das deutsche Weib von alters her gut. War doch

darauf von früher her die Erziehung in der Hauptsache gerichtet. Alle Künste der Handarbeit zur Verschönerung des Wohnraums und Zier des eignen Körper waren Frauenwerke.

Als geliebte Gattin, Mutter und erste Erzieherin der Kinder war die Frau dem Manne allzeit wert, namentlich wenn sie ihm Söhne schenkte, auf denen in ältester Zeit Leben und Hoffnung des Hauses rute. Diese Höhererschätzung drückt sich auch darin aus, daß die altgermanische Sitte der Kinderaussetzung, die trotz Tacitus Zeugnis, statthatte, namentlich Töchter betraf. Gründe der Aussetzung: Ueberbevölkerung und Nahrungsmangel, weshalb der einzelne in jenen rauhen Zeiten eben kühl dem ganzen geopfert wurde. Als Asbörn eine Tochter wider den Willen der Mutter verlobt hatte, setzte letztere sogar eine später geborene Tochter aus, da sie nicht Kinder aufziehen wollte, die gegen ihren Willen weggegeben würden.

Rühmend hebt Tacitus hervor, daß die deutschen Mütter ihre Kinder selbst stillen, jedoch schon im 6. Jahrhundert ist von Ammen bei den Angelsachsen die Rede.

Wenn dies so wie andere Züge der Geschlechtstüchtigkeit zum großen Teil in der größeren Abhärtung und in einfacher gesunder Lebensweise ihre Erklärung findet, so ist der Ruf der deutschen Keuschheit doch begründet und auch mit herzu ziehen. Jünglinge wie Mädchen „wurden nicht übereilt“ (mit dem Heiraten) wie es bei Tacitus heißt. Von Unkeuschheit war Tod die Folge, da gab es uranfänglich keinerlei Sühne. Milder ward aber im Laufe der Zeit das Gesez, lockerer die Sitten, wie wir bei Betrachtung der höfischen Zeit sehen werden.

Damit aufs engste verbunden ist die streng gewarte eheliche Treue. Das erhabenste Beispiel, gewiß nur dichterisch erhöhte Wirklichkeit, ist das der Gemalin des Lichtgottes Baldur. Durch des Unholds Loki List ist die Freude der Götter und Menschen, der stralende Tagesgott getötet worden. Das kann seine jugendlich blühende Gattin Nanna nicht ertragen; als der brennende Scheiterhaufen ins Meer hinaustreibt, springt ihr das Herz und sie get mit dem Gatten vereint in die Unterwelt. Aber noch rührender fast ist die Gestalt der Siggya, der Gattin Lokis. Wegen seines Frevels an Baldur gefangen, wird er mit den Eingeweiden seines Sohnes an einen Felsen gebunden und eine giftige Schlange über ihm aufgehängt, sodaß ihm stets ihr äzender Geißer ins Gesicht fällt. Aber Siggya ist bei ihm, dem Uebeltäter, und fängt das Gift one Raft und Ruh in einer Schale auf bis an der Welt Untergang! Eine andere Sage berichtet von einem Weibe, die stets an ihrem Gatten hängt, obgleich er ihre Schwester liebt, und ihn in arger Bedrängnis nicht läßt, ihm ins Elend folgt, ihn tröstet und endlich rettet. Freilich erfahren wir auch von gewaltiger Liebe, die lieber ihren Gegenstand vernichtet, als ihn einer andern gönt. So ist Siegfrieds Tod in der alten Nibelungen Sage die Folge des Verlassens der Brunhild, seiner einstigen Braut, die an ihm sich blutig rächt, dann aber sich selbst ersticht und so dem immer noch Geliebten nachstirbt. Ingridborg, die Norwegerin, mußte ihren Geliebten lassen, da hort sie ihm im grimmigen Weh mit ihren Händen die heißgeliebten Augen aus, damit ihr Glanz nicht andere erfreue.

Das Halten auf Ehre ist nicht nur bei der Römerin Lucretia zu finden. Schon die Frauen der von Marius besiegten Teutonen flehten die Sieger an, daß sie Priesterinnen der Vesta werden könnten und so nicht Manneswillen und Gewalt über sich ergehen lassen müßten; als man ihnen dies abschlug, legten sie Hand an sich. Und so ließen sich zallose Beispiele strenger, ja rauher Frauentugend häufen. Andererseits ward dieselbe vom deutschen Mann gefordert, und auch an fremden Frauen, etwa besiegte Feinde, geachtet. Im Gudrunlied wird die gefangene Heldin der Dichtung von Hartmuts Mutter mishandelt, um sie zur Ehe zu zwingen, jener aber denkt hoch genug, seinerseits nicht zu erzwingen, was Gudrun nicht frei gewären will. Rauh kann das Weib behandelt werden, aber nicht roh; es kann körperliche Mishandlungen erfahren, aber keine sittlichen.

Treten die Frauen doch selbst zuweilen uns förmlich erzhart entgegen, so stark sind die Ausbrüche übergewaltiger Gefühle, wovon oben schon ein Beispiel, das Ingridborgs, zeigte. Ist doch das Frauenherz leichter auch eine Beute starker Stürme im Empfindungs- und Gefühlsleben. Vom gewaltigen Wogen des Busens springt Freias Sternenschmuck; im wütendem Schmerz schlägt Brunhild die Hände zusammen, daß der Sal laut erdröhnt und das Geflügel auf dem Hofe erschreckt emporfährt. Als sie entseztlich frolockendes Gelächter ausstößt bei Siegfrieds Tod, erdröhnt das ganze Haus.

(Schluß folgt.)

Im Dorf der Schmied.

Eine Geschichte aus dem Elsaß von Max Vogler.

„Inmitten rauscht der alte Rhein,
Der sagt: Ihr müßet Brüder sein!“
Aug. Stöber.

So wunderbar süß, und traut und heimlich das Herz umfangend, sind nicht alle Dämmerstunden wie die jenes stillen Novembertags, an dem wir, die rauchenden Schloten und das lärmende Getriebe der Fabrikstadt hinter uns lassend, mitkommen hinausshlenderten, den Bergen entgegen, die sich fern unseren Blicken, von leisen Abendnebeln umwogt, in langen Ketten aneinanderreihen.

Wo wir gingen, war noch geebnete Fläche, aus der nur hier und da ein mit niederem Schlagholz bewachsener Hügel sich etwas höher emporhob; langsam, trübselig fast zog der tiefgrüne Fluß zu unserer Seite, daß man das muntere, lebensprudelnde Kind, welches er hoch im Gebirg gewesen, kaum wieder erkannte — freilich, es wartete seiner jetzt auch ein wenig freundliches Gesicht; sollte er doch nun harte Arbeit verrichten, die Räder treiben und Dämpfe aufwirbeln, daß die Spindeln und Eisenwellen, die Stampfen und Sägen in rascher Bewegung sich drehen und hin und hergingen, mußte er doch bald all' den Schmutz und Kot in seine klare, reine Flut aufnehmen, der von modernem Maschinen- und Fabrikbetrieb unzertrennlich ist. In weitläufiger, eintöniger Linie sieht man in etwas größerer Entfernung die endlos langen Reihen steifer, allen Reizes entbehrenden Pappeln den Kanal umsäumen, der, auf schwerfälligen Flößen gewaltige Kohlenlasten tragend, die Wasser jener beiden größeren Flüsse zueinanderführt, welche, wie sie gleichfalls in hoher, wildumrauschter Bergwildnis ihren Anfang nehmen, hier ebenso wie jenes kleinere Gewässer sich dem Unternehmungsgestirne der Menschen beugen müssen und in den Dienst der letzteren gezwungen werden. Unter den grauen Stämmen der Pappelbäume aber neigen sich die hohen Palme des Schilfes melancholisch flüsternd zu einander, hier und da steigt, einem Galgen ähnlich, ein Krahn dazwischen empor, mittels dessen man die Lasten der Schiffe, Quadern, Mälsteine und schwere Balken auf den Damm hebt, ein atembemehrender, häßlicher Kolengeruch durchdringt die dunstige Luft, und es mag uns noch wie eine angenehme Ueberraschung in dieser farb- und tonlosen Dede dünken, wenn man drüben, um eines der Fahrzeuge hindurchzulassen, ein Schleusentor öffnet und die angestauten Wasser zischend und sprühend hinabschäumen, die Gedanken wenigstens für Augenblicke in das Quellen und Rauschen geheimnisvoller Hochgebirgswelt zurückbannend. Jenseits dieser einförmigen Wasserstraße ist sumpfiges Land, und wer des Nachts darüber hinget, mag sich wol hüten, daß ihn nicht ein hüpfendes Irrlicht in das tückische schwarze Moor mit den kleinen, lauchübersponnenen Teichen und Tümpeln hineinlockt, — er wäre des Verderbens sicher.

Der mit mir war, deutete mit der Hand hinüber und erzählte manch' schaurige Mähr, die sich dort auf dem verräterischen Boden zugetragen; zum Glück dauerte es nicht lange, bis wir diese unheimliche Gegend hinter uns ließen. Die Berge rückten näher und näher, ein frischer, reiner Luftzug strich von ihnen hernieder, und der Weg schlängelte sich in hochstämmigen, herrlichen Buchenwald hinein, dessen breitgeästete, noch voll belaubte Bäume, tröstliche Vorkunde schöner Stunden, tiefstönig zu unseren Haupten lispelten und, leisem Grusse gleich, dann und wann ein gelb-schimmerndes Blatt langsam zu unseren Füßen niedergleiten ließen.

Die Sonne war wol schon hinter den Bergen hinabgesunken, als wir unter den hohen Baumkronen aus der Lichtung des Waldes herausstraten und das freie Feld beschritten. Sie hatte sich den ganzen Tag über nicht oft sehen lassen, so unausgesetzt wirten und wogten die grauen, undurchsichtigen Schleier, die sich schwer und dumpf über die Talniederung und die Höhen breiteten und auch dem menschlichen Auge jeden Ausblick in weitere Ferne und hartnäckig verwehrten. Auf sanft sich höher emporziehendem Wege gingen wir jetzt zwischen ausgedehnten Weinbergen hin, die nach dem letzteren auf beiden Seiten durch niedrige Schutzmauern abgegrenzt wurden; hier und da sah man in diesen, durch starke Glascheiben sorgsam gegen Wind und Wetter geschützt, das Bildnis der heiligen Jungfrau oder des Erlösers aus rasenumwachsener Vertiefung hervorschauen. Eine kleine Strecke noch, und die

Biegung des Weges zeigte uns ein stattliches Dorf mit schmucken, weißgetünchten Häusern, die in ihrer altertümlichen, wunderbar anheimelnden Bauart, von dickem, wettergrauen Kirchthurm überragt, sich mit den dunklen Bergen, die unmittelbar hinter dem Orte mit ihren runden Kluppen in die nebelseuchte, dunstige Luft emporstrebten, zu einem äußerst malerischen und charakteristischen, das Auge harmonisch ansprechenden Bilde vereinigten, — ein echt elsässisches Dorf von deutschem Gepräge und einem so trauten, das Gemüt ergreifenden Ansich, wie er nur je in den stillen, friedlichen Ortschaften des schönen, poesievollen Schwabenlandes zu finden ist.

Gleich am Eingang des Dorfes kündigte ein in doppelter Manneshöhe an eisernem, nach der Straße herausweisendem Arm angebrachtes, arg verrostetes Blechschild das erste Haus rechts am Wege als das „Gasthaus zur goldenen Traube“ an. Es hatte ein etwas moderneres Aussehen als die anderen Häuser des Dorfes, bei denen sich breites, mannigfach verziertes Fachwerk mit stark hervortretendem braunen Holzgebälk, über die dicken, festen Mauern im unteren Teile, dem Kern des Gebäudes, neigten und die derbe Holzgalerie vom hohen, spitzen Giebel sich herausbog. Durchweg aus festen Steinen gefügt und in allen Teilen des Gemäuers mit weißem, blendend hervorleuchtendem Kalk überworfen, ließ es nur durch das seltsam gefornnte, offenbar nur erst kürzlich mit Schiefer neugedeckte Dach, die breite Kuppel, die etwa in der Mitte desselben über den ziemlich weiten Haupteingang des Hauses hervorragte, und die breitstufige, von eisernem Geländer umgebene steinerne Stiege, die nach dieser hinaufführte und damit den Zutritt zum ersten — und zugleich einzigen — Stockwerk des Gebäudes vermittelte, auf frühzeitigere Entstehung schließen, als man, wenn der schmucke Bau von weitem vor die Blicke trat, anzunehmen geneigt sein mochte.

Wir gingen hinein und erhielten, als wir die mäßig große, helle Gaststube betraten, sogleich den Eindruck, daß wir uns in einer außergewöhnlich gut unterhaltenen Dorfwirtschaft befanden. Die Fenster schmückten blendend weiße, geschmackvoll in Falten gelegte Vorhänge, das braune Holzgetäfel der Wände erwies sich blank geschleuert, ebenso war wol in den hellgrauen, fast die nächsten Gegenstände widerspiegelnden Kacheln des großen Ofens, der abseits am Ende des Zimmers stand, kaum ein Stäubchen zu bemerken, und auch die, wenn gleich einfachen und offenbar schon lange gebrauchten Möbel, die Tische, die Stühle, die Bank längs der ganzen Hinterwand, das mit geblühtem Zeug überzogene Sopha neben dem großen, offenbar für die Vornehmeren des Dorfes bestimmten runden Tische, der dicht am Ofen stand, sowie das andere Zimmergerät, ein hoher, schwarz gerahmter Spiegel, einige Darstellungen aus der heiligen Geschichte oder Familien-erinnerungen enthaltende Bilder an den Wänden umher und die hohe hölzerne Uhr mit ihrem schweren, lauten Pendelschlag, — alles zeigte in seiner äußeren, bei dem und jenem durch hübsches Schnitzwerk und andere Verzierungen gehobener Gestalt sowol, als auch in der Art, wie es neben einander gestellt, im Zimmer verteilt und gruppiert war, mehr Schönheits- und Ordnungssinn, mehr behäbigen Wohlstand als man sie sonst in der einfach-schlichten, one besonderen Plan und one allzugroße Rücksicht auf äußere Stättlichkeit getroffenen Einrichtung einer ländlichen Herberge zu finden gewohnt ist.

In der Wirtsstube war tiefe Stille, — wir hatten es anders erwartet. Kein einziger Becher saß darin; nur am Ofen lehnte die derbe, breitschultrige Gestalt eines älteren Mannes von mittlerer Größe, im grauen Baumwollentittel und eine braune Pelzkappe auf dem Haupte, wie man sie dortlands in der Tracht der Männer am häufigsten antrifft. Er maß uns, als wir über die Schwelle traten und uns anschickten, an einem der Tische am Fenster Platz zu nehmen, mit einem ruhig gleichmütigen Blick, lispelte dann, kaum vernembar einen Abendgruß brummend, die Klappe und ging gemächlich, als müßten wir ihm, der sie nicht nötig hatte, eigentlich diese Bemühung verdanken, nach der, ganz in der Nähe des Ofens in ein Nebenzimmer sich öffnenden Tür und steckte den Kopf durch den Spalt halb hinein. Ob er dabei zu jemand sprach, etwa etwas befehlend, davon hörten wir nichts.

Im nächsten Augenblick aber, während sich jener wieder langsam in seine vorige Stellung am Ofen begab, kam aus diesem

Nebengemach eifertigen Schritts ein junges Mädchen herein, das uns freundlich, wenn auch etwas flüchtig und mit sehr kurzem Kopfnicken, begrüßte und dann rasch über dem Tische, an dem wir uns niedergelassen hatten, die daselbst angebrachte, mit großer, milchweißer Glocke versehene Lampe anzündete. Das Mädchen mochte etwa siebenzehn oder achtzehn Sommer zählen. Die hellblaue Schürze über dem dunklen Rock, das bunte Brusttuch, in der Mitte der Brust zu zierlicher, weißbesetzter Krause zusammengefaltet, und die kleine, rosenfarbene Schleife im kastanienbraunen Haar standen ihr gar allerliebste.

Sie fragte, den offenen, heiteren Blick ihrer dunklen Augen uns zuwendend, nach unserm Begehre und ging dann hinweg, das Verlangte zu holen. Sie hatte kaum die Tür des Nebenzimmers leise hinter sich angelehnt, als der Alte, den man jetzt im Schein des Lampenlichts näher betrachteten und etwa für einen hohen Fünfziger halten konnte, schlürfenden Schritts hinter ihr drein ging und abermals, wie um noch etwas Besonderes anzubefehlen, zu jener Tür hineinjah. Unmittelbar darauf stand er, uns stumm betrachtend und die Hände auf dem Rücken verschränkt, wieder am Ofen, der mit behaglicher Wärme das stille, schmucke Zimmer durchströmte.

Nach wenigen Minuten wurde uns das Verlangte gebracht, — auf schimmernd blankem, großen Zinnteller roter, feuriger Sigolzheimer in großer offener Flasche und zwei Gläser — aber nicht von jenem Mädchen, mit dem wir zuvor gesprochen und die uns nach allem, was wir sahen, als die Tochter des Wirtes — für diesen mußten wir den behäbigen, am Ofen lehrenden Mann halten — erschienen war.

Auf die Schwelle trat ein, der anderen kaum um ein par Jahre im Alter vorausgeschrittenes Mädchen von schlankem, graziosen Wuchs, nicht in der sonst üblichen Tracht der jungen Landbewohnerinnen dieser Gegend, vielmehr mit einer kurzen dunklen Jacke von vornehmerem Schnitt, deren lange, vorn mit schönem Besatz verzierte Ärmel am Handgelenk in weiter Falte herabfielen, einem langen, fast die Strümpfe über den niedrigen Schuhen verdeckenden Rock von eben solcher Farbe und einer weißen, spizenbesetzten Schürze bekleidet. Auf dem Scheitel saß ihr kokett ein kleines, schneeweißes Häubchen, von einem blauen, seidenen Bande zusammengehalten; um die feine Halskrause aber schlang sich, mit daran hängendem, goldig glänzenden Medaillon, eine doppelt gereite Schnur ebenfalls blauer, nicht allzu großer Perlen.

Wie sie auf uns zutrat, verbeugte sie sich mit soviel Anmut und einem so vornehmen Anstand, wie er ihr wol kaum in der

Spinstube und auf der Dorfstraße zur Gewonheit geworden war, und stellte mit behender Bewegung das Geschirr und die Flasche flammenden heimischen Weins vor uns auf den Tisch, um dann ebenso edel bescheiden von diesem zurückzutreten.

Wir starrte sekundenlang das Blut, als sie dicht vor uns stand und das volle, durch die weiße Glocke nur schwach gedämpfte Lampenlicht auf ihr Gesicht und ihre hohe, schöne Gestalt fiel. Ich hatte ein Mädchen von so vollendeter Schönheit noch nicht gesehen. Hatte der Alte, als er zum zweitenmale nach der Tür des Nebengemachs, aus der sie herausgetreten, ging, uns wirklich überraschen wollen?

Vor allem die großen, tiefschwarzen Augen, die in ihrem edelgeschnittenen, vom höchsten, bezaubernden Schmelz der Jugend übergossenen Antlitz strahlen, hatten einen wunderbaren Glanz, und der heiter schalkhafte und zugleich doch jene fast gebietende Art ihres Wesens, die schon ihre Bewegungen kenzeichnete, aussprechende Blick, mit dem sie schnell, doch völlig unbefangen an uns vorüberjah, konnte auf niemanden seine Wirkung verfehlen, und mußte jedem, dem er sich zuwarte, das völlig ungewöhnliche dieser Erscheinung zum Bewußtsein bringen.

Bei aller Anmut und graziosen Schlantheit, die dieser eigen, zeigte ihr Wuchs doch auch wieder jene Leppigkeit der Formen, die, je weniger sie in die Augen springt, erst das rechte Ebenmaß der Gestalt hervorbringt, und mit der Fülle völlig dunklen Hares, das, in dichte, starke Flechten geordnet, unter dem weißen Häubchen hervorjah, schön zusammenstimmte.

Die wenigen Worte, die wir vorher von ihr gehört, hatte sie deutsch gesprochen, fast one allen Anflug von Volksmundart; jetzt, als sie mit dem andern, etwas jüngeren Mädchen unweit von uns an einem kleinen Tische saß, redete sie mit diesem in französischer Zunge. So fanden wir hier dieselbe Doppelart, wie draußen auf dem Schild des Wirtshauses, durch welches das letztere sowol in deutschen wie in wälschen Worten als die Herberge „zur goldnen Traube“ angekündigt wurde.

Während aber jenes jüngere der beiden Mädchen sich des Französischen mit derselben etwas ungeschmeidigen und rauhen Aussprache bediente, in der es im Elsaß in dialektartiger Anwendung auftritt, so überraschte das ältere sogleich durch jene weichere Klangfärbung und jenen vornehmeren Accent, die ein feineres Verständnis der Sprache erkennen lassen und sonst nur in den gebildeteren Ständen und in der Hauptstadt Frankreichs angetroffen werden. Ein Umstand mehr, um dem schönen Mädchen den Reiz einer völlig fremden, unerwarteten Erscheinung in diesem Bereiche dörflicher Abgeschlossenheit zu verleihen. (Fortsetzung folgt.)

Ein Lied von Buddha.

Deutschland kent es noch nicht; es erschien vor zwei Jahren schon in London bei Trübner. Es heißt: Edwin Arnold: „The light of Asia — or, The great Renunciation.“ J. R. Hunt & Co. in New-York haben es im vorigen Jahre nachgedruckt.

Die englisch-ameritanische Lesewelt scheint, nach den wiederholten Abdrücken zu schließen, eine Vorliebe für den in Deutschland wenig bekannten Dichter Edwin Arnold zu hegen, welcher seine Stoffe vielfach dem Orient entlehnt und seine Lebensaufgabe darin findet: „to aid in the better mutual knowledge of East and West.“ „Die Zeit mag kommen,“ schließt er seine Vorrede zu obigem Werk, „da dies Buch und mein indisches ‚Lied der Lieder‘ das Andenken eines, der Indien und die indischen Völker liebte, bewahren wird.“

In acht Büchern schildert er die Erlösung des Menschengeschlechts, ja des ganzen Weltalls, durch Buddha.

Wir geben einige Proben:

Noch aber wußte keineswegs der Jüngling —
Von Sorge, Schmerz und Tränen — Dingen, die
Ein König kaum je nennen hört, noch fält,
Was sie bedeuten. Blüßlich da geschah's
Im Königspark an einem Frühlingsmorgen,
Daß ein Geschwader wilder Schwäne droben
Vorüberflog, nach ihren Nestern hin
Zu Himalajas weißer Brust von Norden
Fern segelnd. Ihre schneeige Reih' entlang
Tönt' erdwärts Lustgesang in Liebesklängen;
Denn sicher flog die sonnigglänzende Schar
Gelenkt von dem Piloten Liebesdrang.
Und Devadatta, Er — des Prinzen Vetter,
Zielt' aufwärts mit dem Bogen, ließ entschwirren
Ein allzuwilliges Geschöß und traf
Die breite Schwinge des allvordersten,

Die weitgespreizt auf der Azurbahn hinglitt
Den Pfad im freien, blauen Aeter findend.
Der bitter Schaft haftet' im Mark des Fittigs.
Der königliche Vogel stürzte,
Beslektend sich mit Tropfen Scharlachbluts
Die reinen Federn — klaglos, aber klagend
In seiner Augen Blick mit Allgewalt!
Zum tiefsten Herzen drang der Blick dem Prinzen:
Er hob den Armen auf, hielt ihn im Schoß
Getreuzten Knies dazugend, wie beständig
Der Herr gewont zu sitzen war, Lord Buddha.
Und sänstigend mit einer Handberührung
Des armen wilden Dinges Angst und Schrecken,
Ordnet' er ihm die Flügel wieder, legte
Zurecht ihm die gestraubten Federn schonend,
Beruhigte sein schnelles Herz und streichelt'
In Frieden es, mit linder Hand lieblosend:
So weich und sanft die Hand wie Blätter von
Platanen, die sich eben erst entrollt.
Die linke Hand des Heilands hielt den Schwan,
Die rechte zog ihm aus der Wunde leicht
Den grausam scharfen Stal und legte lindernd
Kül' frische Blätter auf den Riß und — und Honig,
Der mildernd eindrang, sanft die Heilung fördernd.
Doch damals wußte noch der Königssohn
Von Körperschmerz so garnichts, daß er sich
Die Pfeilspiz' in die Hand stach — und nun, süßend,
Es schmerze — selbst im Schreck zusammendrückt,
Und eifriger, mit Tränen, seinen Vogel
Zu sänstigen noch mehr sich küßend mühte.
Da kam ein Sendling: „Devadatta schoß
Hier eben einen Schwan, der niedersiel
In diesen Rosenbusch. Er läßt drum bitten.“
„Wär' er getödtet,“ sprach Siddartha, „könt'

Der Mörder wol ihn fordern lassen; aber
Der Schwon lebt noch. Mein Vetter tötete
Nur die gottgleiche Schnelle, die im Fittig
Hier pulste. Die ist fort und nicht zu finden.“
Doch Devadatta kam und rief: „Das Wild,
Ob lebend oder tot, ist mein. Ich schoß es.
Kein Mensch besah es, als in Wolken hoch
Es schwebte. Nun — herabgeholt — ist's mein!
Gib meinen Jagdpreis mir, holdsel'ger Vetter.“
Da legte sich der Herr des Schwanes
An seine rosige Wang' und sprach nachdrücklich
Mit ernster Anmut: „Nimmermehr! Der Vogel
Ist mein, das erste der unzählbaren
Myriaden, die — mein werden sollen durch
Das Recht der Gnad' und Liebesallgewalt!
Denn jetzt erkenn' ich's am ureigenen Füllen:
Ich bin bestimmt, die Menschen allseits Mitleid
Zu lehren mit dem All, das gleich empfindet;
Dolmetsch der sprachlos qualdurchzuckten Mitwelt,
Abhelfer des Weltfluchs der Daseinslast —
Nicht für die Menschheit nur, für alle Welt
Zu werden. So beginn' ich's heut und hier!“

Es kommt zum Prozeß vorm höchsten Landesgerichtshof. Ein unbekannter Weißer beweist Buddhas Recht an dem gereiteten Schwon und verschwindet als Schlange, „so erscheinen Götter gern!“ Denn die Götter sind, wie die Teufel und Engel und alle spiritistische Geisterwelt dem Buddhisten wirkliche Wesen, nur nach der Lehre seines Erlösers onmächtig, nutzlos durch Toren geehrt mit Opfer und Gebetshauch. Von dieser unsichtbaren Welt ist Buddha schon vor der Geburt erkant und sein edler Entschluß, in Menschengestalt die Welt zu retten, klangvoll gefeiert. Seine unbefleckte Empfängnis, die Wüstenvorbereitung und höllische Versuchung bieten dem wortreichen Dichter Stoff zu entzückten und oft entzückenden Schilderungen. Die Verse alliterieren stellenweis, um die gehobene Empfindung zu verstärken. Orientalische Redeweise ist besonders ausgegossen über das glückselige Dasein des jungvermählten Prinzen im wundervollen Lustschloß und ummauerten Königsgarten am Fuße des Himalaja. Abstoßend wirkt das Gemälde menschlichen Elends, wieweil diese grauenerregende Darstellung in der Dekonomie des ganzen Evangelienepos begründet war. Die Bergpredigt des ostasiatischen Heilands beschließt das Dichterverk in knapp formulierten gereimten Sentenzen, die mit der westasiatischen „Bergpredigt“ schon ihres tiefinnigen, dunkelphilosophischen Urgrundes wegen schwer zu vergleichen sind, im ganzen aber die bekante Allweltliebe des Buddhismus unserm europäisch nüchternen Sinne möglichst eindringlich predigen. Kummrig endet die kleine Epopöe mit der Befehlung des weltlich gesintten, ruhmstolzen Vaters zum geistigen Universalkönigtum seines göttlichen Sohnes. Als erster poetischer Versuch einer buddhistischen Ewangelienharmonie im Occident kann das englische, von America in Volksausgaben schnell nachgedruckte Werk um so freudiger begrüßt werden, als grade in der furchtbar zerrissenen, förmlich den Krieg aller gegen alle beginnenden Gegenwart eine so mild veröhnende Aufkündigung der einst erscheinenden Allharmonie des Weltganzen wie ein Balsam tröstend wirkt. Deutschland sollte sich beeilen, den angelsächsischen Vätern dies, Orient und Occident vermittelnde, liebliche Dichterverk bald nachzubringen, damit die Nation der „Weltliteratur“ nicht allzuspät eintrete in den durch englische Initiative inaugurierten Versuch einer indogermanischen Allverbrüderung.

Betreffs der Wal seiner Lebensgefährtin heißt es im streng monogamischen Sinne: sie sei ihm durch alle früheren Geburten schon angehörig und vorherbestimt gewesen. Wir geben von den bezüglichen Erzählungen gleich die erste, welche das orientalische Kolorit am treuesten widerspiegelt:

Lang später — als Erleuchtung ihm gekommen —
Befragten sie Lord Buddha nach dem allen, —
Warum sie Gold und Schwarz trug und warum
So stolz einher sie schritt? Da sagte der
Weltheiland: „Mir wars damals auch noch fremd,
Dwivol in halber Dämmrung scheinbar kund; —
Denn solang' sich das Rad dreht der Geburt und
Des Todes, kommen längst gewesene
Gedanken und Geschehnisse zurück, —
Und längst begrabne Leben — auferstehn neu! —
Jetzt weiß ich's wol — erinn' es deutlich mir:
Vor Myriaden schwüler Regenzeiten . . .
Wie damals ich im heißen Umerholz,
Als Tiger lauernd lag, mit meiner streifigen
Verwandschaft, die vor Hunger lechzete. . . .
Und ich, der ich jetzt Buddha bin, mich barg
Im Kusagras — mit grünlich blinkenden
Blutdürstigen Augen auf die Herden lästern
Hinsieh'nd, die, nah und näher ihrem Tode,
Rund um mein Tagesversteck zur Weide gingen. . . .
Nachts unterm Sternenschein — frägstierig, wild —
Irt' unerfättlich ich nach Vent' umher,
Die Spur von Mensch und Reh im Waldpfad witternd,
Da war in dieser grimmtigen Gemeinschaft

Von meines gleichen: blutsuchtglühnder Bestien —
Die sich im tiefen Dschungel oder bei
Dem schiffigen Dschil zusammensand, — auch eine
Prachtträgerin, des Waldes allerschönste,
Die alle Mänschen wild in Kampf aufreizte! —
Ihr sammtnes Fell war — goldlicht — schwarzgeäunt —
Ganz wie der Schleier, den Jasodhara
Am Hochzeitmorgen um ihr herrlich Haupt
Und himlisch leuchtend Götterangeficht auf
Dustvollem Brautkranz (Mogra Blumentrone)
Für mich trug! — Heiß in jenem Wald entflamte
Der blut'ge Krieg mit Krall' und Zahn sich damals
(Wie jetzt der Freier Kampf mit Schwert und Bogen
Und wilder Rosse Bändigung), — indes
Das schöne Weibchen unter einem Nimstrauch
Uns bluten sah, stolz auf ihr blutunworbnes
Wildfürchterliches Freitgangspiel! — Am Ende —
Wie ich mich erinnere — kam sie schurrend
Bei dem und jenem der zerrissnen Waldherrn,
Die ich besiegt, vorbei — nicht ihrer achtend —
Und leckte mir mit schmeichelnd feuchten Lippen
Die leuchend heißen Fianken, die mir flogen
Noch von des Kampfs Erregung, — ging dann mit
Mir stolzen Schritts liebatsmend in den Wald. . . .
Geburt und Tod — ein Radschwung! hoch — bald —
niedrig! —

— So sprach in tiefem Sinnen Buddha später. —

Abgesehen aber davon, daß im Buddhismus eine geistige Neue Welt sich vor uns auftritt in der poetischen Einleidung, die gleichsam von einem gläubigen Buddhistendichter vorgetragen und von Arnold nur in das Englische übersezt, gewissermaßen vertraulicher uns anheimelt, kann auch die rein poetische Seite der eigenartigen Dichtung als anmutvoll und genußreich für deutsche Leser bezeichnet werden. Ist uns doch Indien durch Jean Paul und die Romantiker, seit Forsters Einführung der Sakontala vor hundert Jahren, nah und näher gerückt. Wir möchten als Probe der phantastischen Poesie Edwin Arnolds gern die Schilderung des Lustgartens geben, worin der Prinz vom Vater in Sinnesrunkelnheit gelockt und seiner Welterlöserbestimmung untreu gemacht werden soll; wir mußten aber aus räumlichen Gründen eine kürzere Episode wälen.

Dir. Dr. A. Prowe.

Haus und Wohnung.

Von Dr. Ed. Reich.

Zelte, Häuser, Schiffe und Wagen, hole Bäume, Erd- und Felsenhöhlen machen die hauptsächlichsten Wohnungen der Menschen aus. Man kann in der größeren Zahl dieser Vertikalien seine Gesundheit erhalten, wenn man diesem Zwecke gemäß alles einrichtet, und man kann überall jämmerlich seine Gesundheit verlieren, wenn man Begiehungen und Unterlassungen sich zuschulden kommen läßt, welche auf die Hygiene sich beziehen, derselben entgegen laufen.

Bei einer jeden Wohnung handelt es sich darum, daß selbe den nötigen Schutz gewäre vor den Unbilden des Wetters, stets reine Luft enthalte, Sonnenlicht und Sonnenwärme bekomme, geruchlos und trocken sei, angemessen Raum biete und warm halte, im Sommer aber auch Kühlung gebe. Man soll, aus Hitze und Kälte der Natur, aus Wind und Regen, Schnee und Hagel fliehend, in seinen vier Pfählen angenehm berührt werden, sicher sein und wol sich fülen.

Hält man Verunreinigung von seinem Neste ab und bleibt dasselbe gut gelüftet, trocken, geruchlos, von der Sonne erhellt, so kann der Raum auch ein beschränkter sein, und es wird dabei die Gesundheit des Menschen vortreflich bestehen. Auf die Größe des Raumes kommt überhaupt wenig an; so lange die Produkte der Atmung, Gantansdüftung u. rasch entfernt werden, frische Luft ununterbrochen an Stelle der verdorbenen tritt, so lange ist auch ein ganz kleiner Wohnraum gesundheitsgemäß, wenn er im übrigen nur einigermaßen den Anforderungen der Gesundheits-Pflege entspricht.

Das Licht und die Wärme der Sonne gehören in jeder Behausung zu den größten Wohlthaten. Menschen, die an von der Sonne sich abwendenden Orten wohnen, erkranken häufiger und schwerer, als solche, deren Fenster die Strahlen des großen Himmelscentrums aufnehmen. Alle Krankheiten verlaufen an der Schattenseite langsamer, als an der Lichtseite; das Wachstum und die Entwicklung des Menschen findet im Schatten weit weniger vollkommen statt, als im Lichte; je besser der Lichteinfluß, desto heiterer, lebensfrischer und kräftiger die Menschen.

In den engen Straßen der großen Städte, in Häusern aus Stein gebaut und didem Mauerwerk, wo das Sonnenlicht nur spärlich und selten einfließt, wohnt die Krankheit, das Gebrechen des Leibes und der Seele, hassen die Menschen einander mehr und fügen einander mehr Schaden zu. Die Philantropie ist eine Pflanze, die unter Einflusse von Licht und Wärme der Sonne gedeiht; die Misantropie aber ist ein Gewächs, das im Schatten wuchert.

Ein Haus, welches den Namen eines gesundheitsgemäß gelegenen verdienen soll, muß zunächst von allen Seiten durch freie Luft bespült sein

und den Strahlen der Sonne vollen, freien Zutritt gewären. Aus diesem Grunde verdienen alle villenartigen Bauten, die von Gärten umgeben sind, den Vorzug vor Häusern in dichtgedrängten Stadtquartieren, und die Bewohner jener weisen auch viel bessere Gesundheitsverhältnisse auf, als die Inassen der letzteren.

Man sollte von Seite der Baupolizei, der Regierung, niemals es gestatten, daß in neu anzulegenden Straßen die Häuser hart aneinander gestellt werden, sondern nur villenartigen Neubau zulassen, und jede Ueberfüllung der bewohnten Räume strenge untersagen.

Auf den Grad der Trockenheit, Porosität und sonstigen Beschaffenheit des Untergrundes eines Hauses kommt sehr viel an. Jeder Boden, der Feuchtigkeit lange zurückhält und in welchem organische Materien leicht sich zersetzen, möge beim Häuserbau als Baugrund vermieden werden. Der trockene, poröse, der aus festem Urgestein bestehende Boden, aus dem gutes Trinkwasser quillt, verdient unter allen Umständen den Vorzug. Man vermeide alle Gegenden, die schlechtes Trinkwasser und ungeeigneten Boden darbieten.

Unmittelbar auf den Erdboden Wohn- und Schlafräume setzen, ist unter keiner Bedingung ratsam; man baue überall Keller, die durch Fenster erhellt sind, deren untere Kante mit der Oberfläche des Straßenpflasters zusammenfällt, wölbe die Decken der Keller, errichte darüber ein hohes Erdgeschloß und setze auf dieses, aber nur für größere Häuser, ein Stockwerk. Ein zweites, drittes, viertes Stockwerk zu bauen, sei ebenso strenge verboten, wie die Benutzung, beziehungsweise Vermietung des Kellers als Wohnraum; denn obere Stockwerke und Keller sind verhängnisvoll, wahrhaft krankmachende Vertikalitäten.

Das hohe Erdgeschloß und das erste Stockwerk zeichnen überall durch größere Gesundheitsgemäßheit und deren Bewohner durch geringere Krankheits- und Sterblichkeitsverhältnisse sich aus, als der Keller und die obersten Stockwerke; ja in diesen beiden letzteren hat man Gelegenheit, gründlich Krankheitslehre und pathologische Zergliederungslehre zu studiren.

Gutes Baumaterial; dies, auf gutem Boden erbaut und nach gutem Plane, giebt ein gesundheitsgemäßes Haus. Aber, welches Baumaterial entspricht den von Seite der Hygiene daran gestellten Anforderungen? Gebrante Tonziegel von besserer, trocken bleibender Art, und die sogenannten Kalkziegel. Wäre Holz nicht feuergefährlich, so würde entschieden hartes Holz nach vollkommener Austrocknung als das beste Material zum Häuserbau ausschließlich zu empfehlen sein; denn dasselbe hält warm, verbreitet keinen gesundheitswidrigen Geruch und nimit Gase und Dämpfe insbesondere nicht an, wenn es polirt oder lackirt würde.

Man hat großes Gewicht auf möglichst poröse Wände des Hauses gelegt. Ich konnte mich niemals überzeugen, daß dergleichen einen so riesigen Vortheil für die Gesundheit abgeben; denn ich fand, daß trockene, wenig oder nicht poröse Wände bei guten Ventilationsvorrichtungen sogar den Vorzug vor porösen verdienen. Der Ventilator nimit die frische Luft aus einer Höhe und Gegend, wo dieselbe reiner ist; die poröse Wand läßt sämtliche benachbarte Luft durch und in das Haus eintreten, nimit Flüssigkeiten auf, und giebt organischen Materien reichlich Gelegenheit, sich zu zersetzen.

Demnach bleiben immer trockene, wasserdichte, glatte und deshalb auch leicht zu reinigende Zimmerwände bei Anwesenheit guter Apparate zu beständiger Lufterneuerung das am meisten Empfehlenswerthe.

Im Süden Europa's ist der Fußboden der Wohn- und Schlafräume nicht aus Holz hergestellt, sondern aus Marmor oder gebrannten Mauersteinen. Für den Bemittelten, der im Stande ist, solchen Boden mit starken Teppichen wol zu belegen, und außerdem den Kamin gut zu heizen, bedeutet dergleichen auch in der kalten Jahreszeit nichts. Aber der Arme, dem es an Kamin, Brennmaterial und Teppichen fehlt, leidet durch jenen Fußboden um so mehr, je mehr von der Sonne ab seine Wohnung gelegen, je feuchter das Haus und größer dasselbe ist. Ich habe in Italien selbst von dem Gesundheitsgefährlichen der Steinfußböden mich überzeugt und der nicht heizbaren Zimmer, und wünsche, daß man dort bald möglichst allgemein Holzfußböden und Röhrenleitung für die kalte Jahreszeit einführe.

Der Fußboden muß jederzeit trocken, wasserdicht und warm sein. Am besten ist dies zu ermöglichen, wenn jedes Haus durch Röhren geheizt wird und dieselben unter dem Fußboden verlaufen. Auf diese Art bleibt die Unbequemlichkeit und Gefahr der Ofenheizung ausgeschlossen, und es ist jederzeit möglich, die bewohnten Räume beständig in gleicher Temperatur zu erhalten.

Hartes Holz ist das beste Material zur Herstellung des Fußbodens; auch das aus Schweden kommende Holz der Koniferen eignet sich zu solchem Behufe vortrefflich. Man wische jeden Fußboden mit hellem Lack, um es mit der Reinigung leicht zu haben und selbe ohne Unbequemlichkeit rasch und täglich veranlassen zu können.

Jeder warme Fußboden schützt vor kalten Füßen. Kalte Füße gehören zu den häufigsten Krankheitsursachen. Insbesondere werden Kinder, ältere und kränkliche Personen durch kalten Fußboden bedroht. Je kälter dieser letztere, desto größer Krankheit und Sterblichkeit der Bewohner. Die südlichen Länder beweisen das.

Gewölbte Decken ziehe ich den anderen vor; denn, nicht nur daß jene den Schönheitssinn mehr befriedigen, als gerade Decken, haben sie auch gesundheitliche Vorteile, indem sie die Luftströmungen besser reguliren und, bei Anwesenheit halbwegs entsprechender Ventilatoren, die verdorbene Luft rascher entfernen.

Dürfen schon die Wände des Zimmers nicht mit staubenden, zer-

fließenden, überfließenden, giftigen Farben bemalt oder mit dergleichen Tapeten bedeckt sein, so hat dies bezüglich der Decke ganz besonders seine Günstigkeit. Am schädlichsten erweisen sich staubende grüne Farben, die zumeist aus Arsenverbindungen bestehen und darum giftig sind.

Am besten ist es, die Wände mit ganz unschädlichen, haltbaren und geruchlosen Farben zu bemalen, die ebenso den Verhältnissen der Beleuchtung sich anpassen, wie den gesundheitlichen und ästhetischen Bedürfnissen des Auges. Hellgrün im Wechsel mit Dunkelgrün und Grau ist für die Wände der Wohn- und Schlafzimmer am besten, Weiß aber für die Decke; doch muß das letztere durch etwas Grün oder eine andere passende Farbe unterbrochen sein.

Tapeten eignen sich nur für ganz trockene Wohnungen, stehen aber im allgemeinen der Wandmalerei nach. In feuchten Zimmern helfen sie den schlechten Geruch vermehren, indem sie, gleich dem Klebemittel, sich zersetzen.

Defen und Kamine haben große Bedeutung für die Gesundheit des civilisirten Menschen, der in geheizten Stuben die kalte Jahreszeit verlebt. Gute Tonöfen, die bald sich erwärmen und die Wärme lange zurückhalten, sind den Defen aus Eisen entschieden vorzuziehen; denn die letzteren geben sowohl durch den Umstand, daß sie in sehr heißem und glühendem Zustande Verbrennungsgase ausströmen lassen, als auch dadurch, daß sie den Raum zwar rasch erhitzen und überhitzen und ebenso schnell wieder erkalten lassen, den Grund zu oft genug sehr bedeutenden und tiefen Störungen des Wohlbefindens.

Der Kamin allein genügt selbst in wärmeren Ländern zur rauhen Jahreszeit den menschlichen Bedürfnissen nicht vollkommen; viel Brennmaterial verbrauchend, strahlt er nur wenig Wärme in den bewohnten Raum und erhitzt die ihm zugewante Körperhälfte, wogegen die abgewante vor Kälte zittert. In diesem Punkte haben die Schweizer das Richtige getroffen, indem sie Kamin und Ofen glücklich verbanden. Auch die Schweden haben glücklich konstruirte Defen.

Man sollte die Defen alle so zum Verschuß einrichten, daß es einer Klappe, welche die Glut von dem Schornstein trennt, gar niemals mehr bedürfte. Das vorzeitige Schließen solcher Klappen hat schon manches Menschenleben gekostet, und unabsichtliche gleichwie absichtliche Tötungen durch Ofengase gehören leider zu den Alltäglichkeiten.

Geschlossene Höfe beeinträchtigen die Gesundheit der Menschen um so mehr, je höher die Häuser sind und je weniger rein die Höfe selbst gehalten werden. Und zwar schaden dieselben, indem sie Luft und Licht von den bewohnten Räumen abhalten, die Zerzeugung organischer Stoffe fördern und den Abzug der Auswurfsmaterien hemmen.

Bei beträchtlicher Ausdehnung, sorgfältiger Reinhaltung und Anwesenheit von relativ nicht allzu großen Bäumen, schadet Geschlossenheit des Hofes wenig, insbesondere wenn duftende Abtritte, Düngergruben, Abzugskanäle nicht anwesend sind.

Es bleibt immer das Beste, den Hof vor dem Hause, den Garten hinter demselben anzulegen, und das ganze Besitzthum durch grünen Heckenzaun von anderem Grund und Boden zu trennen. So möge es in Städten, so auf dem Lande gehalten werden. Die Wirtschaftsräume kommen sodann nach dem Hofe, die Wohnräume aber nach dem Garten zu. Dies fördert Gesundheit und häuslichen Sinn.

Die Richtung der Straßen sei am besten von Nord nach Süd, damit die Häuser nach Ost und West zu stehen kommen. Die Lage nach Norden bleibt nördlich von den Alpen immer eine mehr oder minder ungesund. Am besten freilich ist es immer, wenn das Wohnhaus nach Norden weder Fenster noch Türen hat, sondern ganz abgegeschlossen ist, und nur nach der Sonne hin sich öffnet.

Anpflanzungen von mäßig großen Bäumen gehören in jede Straße; aber diese letztere muß auch breit genug sein, damit der Schatten und der Dunst der Bäume nicht die Wohnstätten beeinträchtigt. Der Urtypus einer Straße, was Baumpflanzung, Breite und Zweckmäßigkeit betrifft, ist eine der großen Avenuen zu Paris, oder eine der schönen Straßen von Bordeaux in der Nähe der Gironde. Als ich in den beiden Städten diese prachtvollen Straßen durchging, häßte mir das Herz im Leibe vor hygienischer Freude. Schauerlich enge fand ich viele Straßen in alten italienischen Städten, z. B. in Genua, und auch einzelne Teile des lateinischen Viertels zu Paris machten auf mich einen beängstigenden Eindruck.

Die Frage, ob Wasserkanäle in den Straßen der Gesundheit der Bewohner förderlich seien, kann niemals in absolutem Sinne beantwortet werden; denn es giebt derartige Kanäle, die aus Granit hergestellt sind und kristallhelles Wasser rasch durchlaufen lassen, und andere, die aus ebendem Baumaterial errichtet sind und gesundheitswidriges Wasser enthalten. Daß die ersteren der öffentlichen Volksfahrt dienen, die letzteren aber das Publikum bedrohen werden, ist selbstverständlich.

Empfehlenswert ist es, auf den Plätzen und in den Straßen Springbrunnen anzulegen, welche reichlich Trinkwasser für Menschen und Haustiere gewären und mit den erforderlichen Bequemlichkeiten zum Schöpfen und Trinken versehen sind. Alle wirklich gesitteten Völker trieben die Kultur der Brunnen mit großem Eifer, bauten schöne Brunnen und speisten dieselben mit gutem Trinkwasser. So wurde die Hygiene zugleich mit der Aesthetik gefördert.

In neuester Zeit hat man größeres Augenmerk auf die Abtritte gewandt, und mit Recht; denn dieselben werden, wenn vernachlässigt, eine der mächtigsten Quellen zahlreicher Uebel. Geruchlose Abtritte, rasche Beseitigung der Exkremente, Desinfektion dieser letzteren, gründliche und geruchlose Reinigung der Miststätten, diese und andere Fragen vermochten

es, die Gesundheitsmänner, die Aerzte, das Publikum zu erziehen, in Parteien zu spalten, persönliche Freundschaft und Feindschaft zu erzeugen und bei dem Parteilosen Bewunderung oder Abscheu, Vergnügen oder Misvergnügen zu erregen. Alles, was über Abtritte sich sagen läßt, ist kurz dieses: Man errichte für jede Familie ein gut ventilirtes und erhelltes Gemach mit glatten, weißen oder hellgrünen Wänden, welches einen wol desinfizirten Stuhl zum Absetzen der Exkremente birgt. Dieser werde von der Absuranstalt des Ortes, oder auf dem Lande von der Familie selbst, durch einen andern, wol desinfizirten (Kopf oder) Stuhl ersetzt, während der erste, seines Inhalts entledigt und gereinigt, wieder zu neuem Dienst bereit zu machen ist. Das Fortschwemmen der Auswurfstoffe durch Wasser mit den Wasserklosets und Schwemkanälen ist gesundheitswidrig.

Öffentliche Uriniranstalten müssen stets sorgfältig gereinigt und desinfizirt werden.

Wirthshäuser möge man außerhalb der bewohnten Räume errichten und immer rasch desinfiziren.

Ein anderer Punkt, der seit einigen Jaren viel heiße Köpfe macht, ist, ob man die Friedhöfe und das Begraben der Leichen abschaffen und durch Anstalten zur Leichenverbrennung und Bewahrung der Asche in irgend welchen Napfen erregen soll. Ich muß gestehen, daß mich dieser Streit sehr kalt läßt; mir ist nur ein Gegenstand sehr bedeutungsvoll: daß man absolut es vermeide, Scheintote zu bestatten, sei es durch Erde oder durch Feuer. Ist alles so eingerichtet, daß von Bestattung Scheintoter niemals die Rede sein kann, so bleibt es sich ganz gleich, ob die Verstorbenen verbrant oder begraben werden. Man verseehe alle Bestattungsorte mit wol eingerichteten Leichenhäusern und lege Friedhöfe so an, daß die Lebenden durch die Toten nicht in der Gesundheit bedroht und gefährdet werden. Leichname von Menschen, die an bestimmten, sehr ansteckenden Krankheiten verstorben sind, wolle man entweder verbrennen oder vor dem Begräbnis auf das sorgfältigste desinfiziren.

Innerhalb bewohnter Orte eine Fabrik anzulegen, eine Wäscherei, Schlächtereie sollte unter keiner Bedingung erlaubt sein, weil diese Anstalten die Gesundheit der Menschen zu gefährden vermögen und unter allen Umständen den ästhetischen Sinn verletzen. Gewerbebetrieb innerhalb des Wohnhauses ist nur statthaft, wenn das Handwerk oder die Kunst keine besondere Gefahr für die Gesundheit bietet. Aber auch in dem günstigsten Falle möge man Arbeits- und Wohnräume streng separiren.

Markthallen sind für alle Städte etwas sehr Nothwendiges und in höchstem Grade Wünschenswertes; nur müssen dieselben scrupulös rein gehalten und von der Gesundheitspolizei auf das strengste überwacht werden. Alle privaten Verkaufsstellen soll die Polizei gleichfalls streng beaufsichtigen.

Von großer Wichtigkeit ist es, die Straßen gut zu pflastern und Straßenstaub möglichst rasch und vollkommen zu entfernen. Dergleichen darf aber nicht den Privatnen überlassen sein, sondern muß jederzeit von der Behörde besorgt werden.

Öffentliche Anstalten, mögen dieselben Kirchen, Schulen, Kasernen, Gasthöfe, Gefängnisse, Fabriken oder wie immer heißen, sollen jederzeit in allen Umständen gesundheitsgemäß eingerichtet und gehalten sein und im allgemeinen nur ein erweitertes Privathaus abgeben. Jede Anstalt, welche dazu bestimmt ist, Menschen zu beherbergen, einerlei ob dauernd oder vorübergehend, muß ihre Arbeits-, Wohn- und Schlafräume nach einer Himmelsgegend hin legen, wo dem direkten Einfluß des Sonnenlichts kein Hindernis im Wege steht, muß trocken, lustig, gut ventilirt, genügend warm sein, auf das beste rein gehalten werden, und darf nichts mehr als ein hohes Erdgeschloß und darüber ein Stodwerk haben. Alle Institute mit mehreren Stodwerken sind gesundheitswidrig.

In ungeheizten Kirchen holten schon zallose Menschen sich Krankheit und Tod. Daher ist es unerläßlich, jede Kirche während der rauhen Jahreszeit zu heizen und deren Fußboden mit Brettern zu belegen.

Schulhäuser sollen im Garten stehen und nicht mehr als ein hohes Erdgeschloß mit hellen, lustigen, gut eingerichteten Lehrzimmern enthalten. Abtritte möge man außerhalb des Schulhauses anbringen, mit dem letzteren durch einen gedeckten Gang verbinden und jederzeit energisch desinfiziren. Am besten ist es, an einen Tisch nur je zwei Schüler zu setzen, um Ueberfüllung der Zimmer durch Schulkinder zu verhüten.

Anstalten, in denen die Inzassen beschäftigt werden, erfordern noch genauerer hygienischer Sorgfalt, als jene, wo dergleichen nicht der Fall ist. Zunächst macht es da sich nötig, Küche und Speisesäle von den Wohn- und Schlafräumen zu trennen, und andererseits die letzteren so einzurichten, daß jedes Individuum sein Kämmerlein für sich habe. Gemeinsame Schlafräume, insbesondere große Schlafsäle, sind aus gesundheitlichen und moralischen Gründen verwerflich. Der Mensch muß sich sammeln, bei sich selbst eintreten, sich selbst Audienz geben. Dies kann er nur, wenn er einen Schlafraum für sich hat, der nur eine Pforte zu sein braucht, dem Sonnenlichte sich öffnend und rascher Lufterneuerung fähig.

In Gasthöfen, Schlafstellen etc., wie endlich auf Schiffen, wird noch sehr beträchtlich gegen die Gesundheitspflege gesündigt. Die Ursache dieses schädlichen Treibens ist einerseits die Gewinnucht der Unternehmern und andererseits die Armut der größeren Zal der Reisenden, der gegenüber der Mut der Feigheit des betrügerischen Wirtes sehr groß ist. Der Arme wird stets am meisten ausgepreßt und am schändlichsten behandelt; obgleich er für alles beziehungsweise mehr als noch einmal so viel bezahlen muß, wie der Wohlhabende und Angesehene, wird ihm alles in der

schlechtesten Qualität geboten und noch dazu mit einer Grobheit und Varschheit, die oft genug die Grenze des Glaublichen überschreitet. Die Bampyre von Schlafstellenvermietern und Gastwirten erdreisten sich, die gesundheitswidrigsten Stuben mit den gesundheitswidrigsten Betten gegen beziehungsweise sehr hohes Entgelt herzugeben und dafür bewußt wie unbewußt die schlimmsten Krankheiten an die Reisenden zu verkaufen. Hier wäre es an der Sicherheits- und Gesundheitsbehörde, energisch aufzutreten, die Partei der Geschädigten zu nehmen und den Schädigern tüchtig die Zähne zu zeigen. Es sollten Gasthöfe und Herbergen Staatsunternehmung sein, nicht zu finanziellem Nutzen des Staates, sondern zu gesundheitlichem und moralischen Nutzen aller Reisenden und Arbeiter.

Ich bin sehr dafür, auf Schiffen, Eisenbahn- und Postwagen dem Reisenden alle Bequemlichkeit zu bieten; denn Mangelhaftigkeit der Verkehrsmittel erzeugt zalreiche Krankheiten. Man errichte überall zwei Klassen von Kabinen- und Wagenabtheilungen: eine luxuriöse und eine nicht-luxuriöse, lasse aber in keiner von beiden an den Erfordernissen der Hygiene es fehlen. In der rauhen Jahreszeit heize man; man forge für Trink- und Waschwasser, Rähe geruchlosen Abtritts, Anwesenheit von Erfrischungen und Gelegenheit, Erkrankenden die erste Hülfe zu leisten.

Eine Bauerndeputation. (Illustr. S. 4-5.) Das Bewußtsein, den Herrscher zu spielen oder doch wenigstens anderen seine einflussreiche Stellung füllen lassen zu können, ist für viele Menschen gar zu verlockend als daß sie nicht jede sich ihnen darbietende Gelegenheit benützen, um die Wichtigkeit ihrer Person anderen Sterblichen zu zeigen. Mit größerem Behagen wie sonst wird das aber seitens solcher Personen geschehen, deren eigentlicher Beruf in der Verrichtung von Lakaiendiensten besteht. Sie, mit jener Eigenschaft begabt, die besonders einem bekantnen Haustiere eigen ist und eigentlich gewönt sich immer unter den Willen ihres Herrn zu duden, steden sofort die Würde des Herrschers heraus, wenn sich jemand naht, der scheinbar unter ihnen stet. Ein Exemplar dieser Menschenorte ist nun auch der „Jean“ auf dem Bilde rechts. Hofleibdiener des Fürsten von X. ist er eine gar gewichtige Persönlichkeit, denn keiner kann sich seiner „Durchlaucht“ nahen, one daß er nicht seine Vermittlerrolle dabei gespielt hätte. Zält auch ganz X. nur 15 260 Seelen, die von ihrem Landesvater beherrscht zu werden die Ehre haben, so ist trotzdem aus besagtem Grunde die Stellung unjeres „Jean“ für ihn die glänzendste, die sich denken läßt. Das zeigt er denn auch heute den „dummen Bauern“, die um eine Audienz beim Fürsten nachsuchen, um diesen um die Entscheidung einer wichtigen Angelegenheit zu bitten. Mit einer Nachbargemeinde haben sie nämlich seit Jaren einen jener förmlich berücktigten Grenzregulirungsprozesse geführt, zu dem ein kaum nennenswerthes Streitobjekt die Veranlassung gab. Jetzt sind sie in allen Instanzen „verdonnert“ worden und sehen mit einemmale ein, daß die erwachsenen Kosten das hundertfache dessen betragen, was sie eventuell hätten gewinnen können. Hier will nun der Herr Farrer Nat schaffen und seiner Gemeinde zeigen, wie recht er hatte, wenn er zum so- und sovieltentmale gelegentlich seines Themas: „Seid untertan der Obrigkeit“ die väterliche Fürsorge des Landesfürsten gegenüber seinen Untertanen pries. „Wenigstens die der Kommune erwachsenen hohen Gerichtskosten wird er uns zu erlassen geruhen“, hat er seine Begleitung noch unterwegs getröstet und diese glauben auch von jetzt ganz sicher an den Erfolg ihres unternommenen Schrittes. Ob sie eine Enttäuschung erfahren werden? — Wir wissen nicht. Wenns nach „Jean“ get, dann jedenfalls ja, denn dieser sagte, als er des Besuchs anständig wurde, schon zu sich selbst: „Das selte gerade noch, uns von dieser Gesellschaft in unjeren schweren Regierungsgeschäften stören zu lassen,“ und laut zu dem voranschreitenden Kaplan, nachdem dieser den Wunsch der Deputation ausgesprochen: „Bedaure, Durchlaucht ist so von Geschäften überhäuft, daß heute garnicht daran zu denken ist, ihm persönlich nahen zu können.“ Auch die Würde, die der biedere Dorfgeistliche diesem gewöhnlichen Bedienten für am Plage hält, scheint den letzteren nicht aus der Fassung bringen zu wollen, wenigstens sagt uns seine Physiognomie und Haltung, daß er derartigen Angriffen gewachsen ist. Er dünkt sich in diesem Moment sogar mehr zu sein als sein Gebieter selbst, vor dessen Blick er sonst schon zittert. Aber er ist eben die echte Bedientenseele und kommt mit seinem glatten, nichtsagenden Lakaiengesicht viel eher durch die Welt und zu seinem gesteckten Ziele wie die ihm gegenüberstehenden Bauern mit ihren ehrlichen und intelligenten Gesichtern. Und demnach dürfte auch sehr leicht das Resultat der übernommenen Deputationsreise ausfallen. art.

Chinesische Teleskopische. (Illustr. S. 9.) Das durch die beigedruckte Illustration vorgeführte originelle Färchen legt wiederum ein sprechendes Zeugnis ab für den kolossalen Formenreichtum in der Natur. Erweckt schon die eigentümliche Körperform dieser Fische unjer Interesse, so noch mehr die sonderbar geformten Augen, welche cilindrisch hervorstehend, den Eindruck eines Fernrohrs machen und dem Tiere seinen Namen: Teleskopisch, gegeben haben. Seine Heimat sind die süßen Gewässer Chinas und Japans, seine natürliche Größe beträgt das doppelte der Abbildung. Gefärbt sind diese Fische verschieden; es gibt deren goldene, ganz rote, ganz silberfarbene und rot und schwarz gefleckte. Man hat Exemplare gefunden, deren Augen 5 Centimeter weit aus dem Kopf hervorstehen. Sie verlangen Pflege, mäßiges Füttern

von Ameisenpuppen, zum Aufenthalt einen genügend großen Behälter und bleiben, wenn ihnen dies gewährt wird, jahrelang gesund. Den jungen Teleskopfischen wird ihr kugelförmiger Körper, der sich erst im Alter von einigen Wochen zu dieser Form gestaltet, oft die Ursache zum Tode, indem sie oft das Gleichgewicht verlieren und, mit dem Kopf oben oder unten, nicht instande sind, sich Nahrung zu suchen, elend verhungern müssen. Den älteren Fischen dieser Art get es, nachdem sie sich fett gefressen, oft ebenso, doch bringt dieser Umstand diesen keinen Schaden. Der Preis dieser merkwürdigen Tiere ist übrigens ziemlich hoch, denn es kostet das Paar von 120-300 Mark.

Aus allen Winkeln der Zeitsliteratur.

Karakteristisch für die Verhältnisse in Rußland ist folgender Vorfall. Der jetzt verstorbene Schriftsteller S. Gromesjo wurde wegen seinen Beziehungen zu den londoner Emigranten anfangs der sechziger Jahre unter Polizeiaufsicht gestellt. Der „Verdächtige“, dessen Name selbstverständlich in den Polizeilisten figurirte, siedelte nach Polen über und ward ende der sechziger Jahre Gouverneur von Siedlee. Als er nun 1872 zur Abwicklung von Privatgeschäften auf einige Tage nach Petersburg kam, trug er seinen Namen — dem noch das Prädikat „Wirklicher Staatsrat“ vorgezogen war — in die Fremdenliste des Hotels ein, was zur Folge hatte, daß der Aufseher der Revierpolizei sofort dem Oberpolizeiminister die Mitteilung machte, es sei der wegen seinen Beziehungen zu den londoner Emigranten unter Polizeiaufsicht stehende Gromesjo eingetroffen und würde in der vorgeschriebenen Weise überwacht. Das Beste kommt jedoch noch. Als nämlich der genannte Oberpolizeiminister von der Rückreise des gefährlichen Individuums erfuhr, richtete er an den Gouverneur von Siedlee folgendes Schriftstück: „Der wegen seiner Beziehungen zu den londoner Emigranten unter Polizeiaufsicht stehende Wirkliche Staatsrat S. Gromesjo ist am so und so vielen September 1872 aus Petersburg nach Siedlee abgereist. Obiges beehre ich mich zur Kenntnis Ew. Excellenz zu bringen, behufs Erlassung der Verfügung, daß Gromesjo an seinem neuen Wohnorte unter Polizeiaufsicht gestellt werde.“ — Nun der Herr Gouverneur wird dies schon besorgt haben.

Literarische Umschau.

„Die Mappe, illustrierte Fachzeitschrift für decorative Gewerbe“ (Leipzig, L. E. Morgenstern). Erscheint monatlich zweimal in der Stärke von 1-1 1/2 Bogen gr. 4. Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Als vor nummehr dreiviertel Jahren die erste Nummer einer Fachzeitschrift erschien, die insbesondere für Maler, Lackirer, Vergolder, Tapezierer, Bildhauer, Modelleure und Stuckateure, Kunstschüler, Drechsler, Metallarbeiter und Kunsttöpfer — also für die gesamten decorativen Gewerbe, bestimmt war, da verhielten sich Verleger und Redaktion für den Fall des freundlichen Entgegenkommens in den verschiedensten Fachkreisen, daß das neue Blatt, eines der begiehrtesten werden sollte. Wir müssen anerkennen, daß in den uns vorliegenden 16 Nummern der „Mappe“ sich das ernste Streben kundgibt, das gegebene Versprechen in vollem Maße einzulösen, und ist deshalb die Zeitschrift nicht nur den angeführten Kunsthandwerkern auf das angelegentlichste zu empfehlen, sondern sie verdient die Beachtung des größeren Publicums in hohem Grade. Aus dem reichen Inhalt heben wir folgende Artikel und größere Arbeiten hervor: Ueber ornamentale Formen. — Der Einfluß des Tapezierwesens auf die monumentale Kunst. — Einiges über Farbenharmonie. — Was ist Stil? — Ueber die Hüfte des Mittelalters. — Die Mineralmalerei. — Die Kunst im Hause. — Ueber den Geschmack des Publicums. — Der Zusammenhang von Kunst und Volksleben. — Filippo Brunelleschi. — Gottfried Semper. — Aesthetische Briefe (die Aesthetik und ihre Wirkung, die Idee der Schönheit, die Schönheit). — Ein Musterinstitut für gewerbliche Erziehung. (Als solches bezeichnet die Redaktion die niederländischen Architektenverein in Gemeinschaft mit dem Magistrat zu Rotterdam dort 1869 eröffnete Gewerkschule, und wünscht, daß in Zukunft an Stelle der Werkstattelehre die Lehrwerkstätte treten möge.) Die Stellung, welche die „Mappe“ zur Kunstgewerbebranche im allgemeinen einnimmt, hat die Redaktion (H. Rauert) in der ersten Nummer der Zeitschrift gekennzeichnet. Sie tritt der Ansicht entgegen, daß die Kunst im Gewerbe ein „Luxus“ sei, nur bestimmt für die mit Glücksgütern reichlich behafteten, und beklagt, daß infolge der mangelhaften Erziehung in den breiten Schichten des Volks die Kunst leider nicht die gebührende Beachtung finde, obgleich sie — und wer sollte da nicht bestimmen? — ein sehr wichtiger Faktor im menschlichen Leben sei. — An eine gründliche Aufbesserung der Lage des Kunstgewerbes könne nicht eher gedacht werden, als daselbe nicht vollständig geworden sei. In einem durch mehrere Nummern sich ziehenden Artikel: „Gedanken über die gewerbliche Bildungsfrage“ heißt es in Bezug hierauf: „Kein Stück unres Haus- und Küchenmobiliars, und sei es der einfachste Holzstisch, Tisch oder Kaffeetasse u. s. w. belediget mehr das an schöne Formen gewöhnte Auge, damit auch das ungebildete durch die schöne Umgebung eine Ausbildung erlange, die ihm das Häßliche verhaßt und das Schöne wünschenswerth erscheinen lasse. Betrachte man nur die zu Pompeji und Herculaneum ausgegrabenen Küchen- und Zimmergeräthe, und man wird noch an dem einfachsten Stück die Spuren des künstlerischen Genies wiedererkennen.“ — Der erwähnte Aufsatz, der wol als Programm der Redaktion angesehen werden darf, fordert vor allem, daß der Staat mehr als bisher sich der Berufsbildung annehme, namentlich durch Gründung von Lehrwerkstätten; eventuell sollten zunächst Gemeinden und Korporationen die Initiative ergreifen. Sehr zutreffend heißt es: „Mit demselben Rechte, wie der Gelehrte, der Künstler und der Ingenieur die von der Gemeinschaft der Staatsbürger errichteten und erhaltenen Bildungsanstalten besuchen und sich also durch die von der Allgemeinheit aufgebracht Mittel für Fortkommen sehr wesentlich erleichtern, kann aber auch der gewerbliche Berufarbeiter dasselbe fordern.“ — Die

der „Mappe“ beigegebenen, sehr sauber angeführten Illustrationen (teils auch in den Text gedruckt) sind meist so gewählt, daß sie für die praktische Verwendung Nutzen haben. Die Rubriken: „Neue Erfindungen und technische Fortschritte“ und „Für die Praxis“ erscheinen sich als ware Fundgruben von Mitteilungen vortheilhafter Rezepte aller Art, missenwertigen Neuerungen, Verbesserungen und Rathschlägen, die nicht nur für Fachleute Nutzen und bleibenden Wert haben dürften. Im übrigen enthält jede Nummer der „Mappe“ einen Sprechsal und literarische Beirathungen. Auch die Ausstattung des Blattes ist gut; im ganzen stellt es sich also als eine dankenswerthe Bereicherung unserer periodischen Presse dar.

Redaktionskorrespondenz.

Hamburg. Fel. A. L. 1) Wie man eine Blindschleiche pflegt? Man bringt sie in einen Behälter, der zur Hälfte schattig und dessen Boden zu gleichen Theilen mit feis feucht zu haltendem Moos und mit Steinen bedeckt ist. Als Nahrung können Sie Regenwürmer, Radtschnecken, glatte, allenfalls auch nicht zu stark bebaute Waupen geben. Es gelingt nicht immer, die Blindschleichen zum Fressen zu bringen, am leichtesten dürfte es mit ganz kleinen Regenwürmern veruehen. Mit Ihrer Geduld spreren Sie man es mit ganz kleinen Regenwürmern, das dürfte gefahrlosen Krieg geben. 2) „Fledtugeln“ brauchen durchaus nicht „Schwimmel“ zu sein. So gibt es eine schwarze Fledtugel, mit Hülle deren man Fiede aus Seide, Tuch und Hüten entfernen kann und die aus 16 1/2 Gramm venetianischer Seife hergestellt wird, welche mit Regenwasser angefeuchtet und zu der 1/10 Gramm Kienruß und 10-12 Tropfen Weingeist hinzugefügt worden ist. Wird die so hergestellte Masse gut durcheinander geknetet und daraus Kugeln geformt, so ist diese sehr nützliche Fledtugel fertig. Eine andre Fledtugel, welche Fett, Del-, Wachs- und Staubfäden zu entfernen geeignet ist, ist herzustellen aus gleichen Theilen weißer Siegelerde und pulverisirtem weißen Bolus, die mit 50prozentigem Alkohol zu einem Teige geknetet worden sind. Mit der erstangegobenen Fledtugel ist das Reinigungsverfahren folgendes: der Fied wird mit frischem Wasser angefeuchtet, mit der Fledtugel gerieben und, nachdem die Stelle wieder trocken ist, mit Regenwasser ausgewaschen. Dies Verfahren muß zwei- bis dreimal wiederholt und der Stoff selbst mit einem Leinwandtuche nach dem Striche zu gerieben werden. Von der zweitangegobenen Fledtugel traut oder reibt man etwas one Anfeuchtung auf den Fied, legt ein sauberes Tuch auf, fahrt nun mit einem heißen Eisen darüber, büßet den Fied, wenn er kalt ist, und wiederholt dieses Verfahren zwei- bis dreimal.

Breslau. D. L-r. Daß wir Ihnen selbst die Papageien in der bekanten Handlung in Leipzig“ einkaufen, verlangen Sie doch hoffentlich nicht im Ernst? Uebrigens so gar verwunderlich läme uns Ihre Ansinnen doch nicht vor, denn Sie sind weder der erste noch der schlimmste unter denen, die unsreinen gelegentlich das Leben ein wenig schwer machen — möchten. Vor etlichen Jahren verlangte s. B. ein Vetter in Freudenenthal in Wahren allen Erstes, wir sollten mit den Estimos, die sich damals gerade in Leipzig aufhielten, in seinem Namen in Unterhandlung treten, ihnen ein par Rentiere abkaufen und dieselben hübsch pflegen, bis er läme und sie abholte. Als wir uns aber durchaus nicht auf den Tierhändler schicken ließen, schrieb uns der freundliche Herr sehr gereizt längere Abhandlungen über Unfreundlichkeit, „Inkultanz“ u. dergl. Sie brauchen Sich also über die Humilität, mit der Sie uns heimgesucht haben, nicht etwa hinterdrein Vorwürfe zu machen.

Berlin. Frau Aurelie K. Eine Novelle, deren Handlung darin besteht, daß sie ins Wasser und er nach Amerika get, weil ihre Mutter eine unüberwindliche Abneigung gegen Schwiegerkinder hat, die Bierbrauer sind, ist uns — zu traglich.

Görlitz. Schm. K. Der Warenumsatz im Welthandel ist in den letzten zwei Jahrzehnten nach dem uns zur Hand befindlichen statistischen Material um mehr als 80 Prozent und seit zehn Jahren um nahezu 25 Prozent gestiegen. Die größte — eine durch und durch ungeheure — Zunahme fällt in die Jahre von 1869-73 als Folge der 1871 und 72 fast bei allen Gütern erfolgten Ueberproduktion und der riesigen Hebung der meisten Güterpreise auf dem Weltmarkt, wie sie dieselbe Zeit aufzuweisen hatte. 1874 und 75 namen dafür auch die Umsätze des Außenverkehrs um beinahe 3 Milliarden Mark ab. Die Werthsummen des Warenhandels aller Länder hier angegeben, dazu mangelt uns der Raum; nemen Sie mit den wichtigsten vorlieb. 1878 England 7375 mill. Mark Einfuhr, 4909 Ausfuhr, Deutschland 3722 E., 2800 A., Frankreich 3341 E., 2543 A., Rußland (1877) 1033 E., 1700 A., Oesterreich-Ungarn (1878) 1104 E., 1309 A., Niederlande 1876 E., 958 A., Belgien 1178 E., 889 A., Italien 856 E., 832 A., Türkei 430 E., 397 A., Spanien 412 E., 372 A., Schweden 339 E., 241 A., Dänemark 252 E., 184 mill. Mark A.

Liegnitz. Alte (?) Abonnettin. Der betreffende Herr scheint Rosa's Nachdichter zu sein. Vorläufig können wir einen derjenigen Verse, wozu er die Ehre zuteil werden ließ, sie mit seinem Namen zu schmücken, als das gelingste Eigentum Achim von Arnim's retrognoszieren, nämlich folgenden:

Wie die Stunden rinnen,
Mir an Liebchen's Seit',
Auf der Junge brennen
Lieb' und Heimlichkeit;
Soll ich ihr bekennen,
Was im Herzen brennt?
Und wie soll ich nennen,
Was sie noch nicht kent?

Verschiedene andere Verse sind uns auch bekant, one daß wir jedoch im Augenblick mit Sicherheit angeben können, woher sie stammen. Wir geben Ihnen darüber beizzeiten weiteren Bescheid.

Sprechsal für jedermann.

Johann Gottlob Hermann Schneiderheinz, geboren den 29. Juni 1831 zu Trebitzbaue bei Langitz in Sachsen, ausgewandert am 1. Mai 1860, anfänglich in Milwaukee in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wird gebeten, seine Adresse nach Flößberg bei Worna in Sachsen an Witwe Uhlig oder Witwe Reil gelangen zu lassen, da seine Adresse wie seine Verse schon seit 15 Jahren von seiner Schweser verheimlicht werden*).

Carl Uhlig.

*) Wir üben die Verantwortung für diese Behauptung selbstverständlich Herrn C. Uhlig allein überlassen.

Heinrich Wente, früher in New-Orleans in Amerika wonhaft, wird von Wilhelm Schaper aus Markoldendorf, Amt Einbek, jetzt in Plagwitz bei Leipzig (Amalienstr. 5), um Mitteilung seiner Adresse gebeten.

Inhalt. Im Kampf wider alle. Roman von Ferdinand Stiller. — Von London nach North-Berwick. Erster Reisebrief aus Schottland von L. Biered. — Karl Friedrich Schinkel (mit Porträt). — Die deutschen Frauen der Vorzeit in Leben und Dichtung. Von Manfred Wittich. — Im Dorf der Schmied. Eine Geschichte aus dem Elsaß von Max Bogler. — Ein Lied von Buddha. Von Dir. Dr. A. Prowe. — Haus und Wohnung. Von Dr. Eduard Reich. — Eine Bauerndeputation (mit Illustration). — Chinesische Teleskopfische (mit Illustration). — Aus allen Winkeln der Zeitsliteratur: Russische Verhältnisse. — Literarische Umschau. — Redaktionskorrespondenz. — Sprechsal für jedermann.